

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sankt-Konrads-Kalender

1926

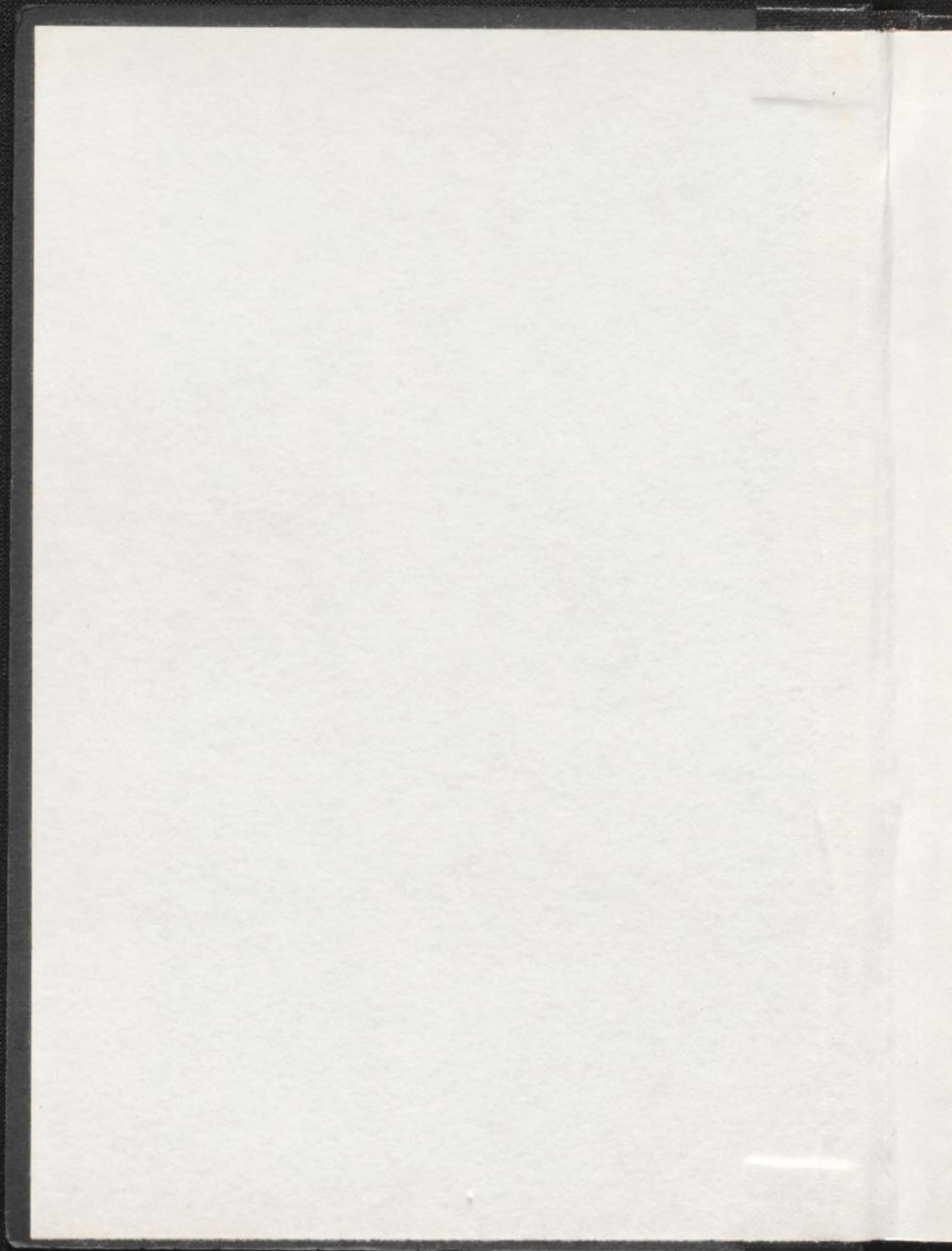
[urn:nbn:de:bsz:31-338777](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338777)

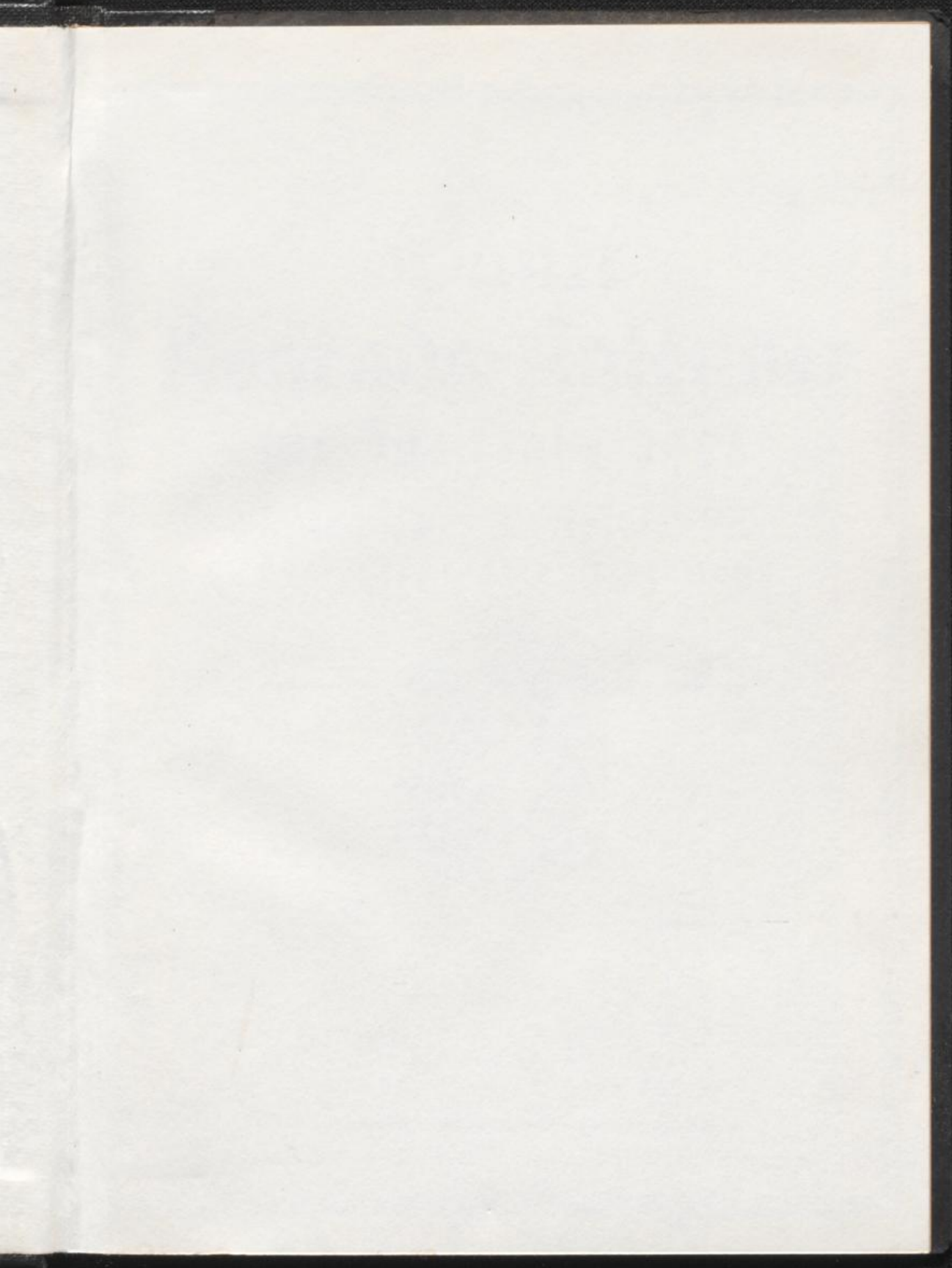
OZB

123

8. - 10.

1925/27





Sankt Konrads-Kalender

für das Jahr des Heils

1926

Katholischer Volkskalender
der Erzdiözese Freiburg



9. Jahrgang

Mit einem Wandkalender
sowie Jagd-, Fischerei-, Trächtighkeits- und Brüttekalender

Karlsruhe
Badenia A.-G. für Verlag und Druckerei

akv

OZB 123, 9. 1926

Der Nachdruck und die Weiterverwendung aller
Originalbeiträge zeichnerischer und schriftstellerischer Art
ist nicht gestattet.

☆

Alle Rechte bleiben ausdrücklich vorbehalten.

☆



7

GRÜSS GOTT!



um neunten Mal kommt heuer der „Sankt Konrads-Kalender“, um seinen lieben Leserinnen und Lesern Gottes Glück und Segen für ein neues Jahr zu wünschen. Das erste Kapitel soll wiederum von dem Land und den Leuten, von den Sagen, Festen und Schönheiten unserer lieben Heimat künden. Das zweite Kapitel, das „für Seele und Sonntag“ überschrieben, redet diesmal von etwas ganz besonders Schönem, von der Mutter. Nicht wahr, wenn man das Wort „Mutter“ bloß ausspricht, so klingt das schon wie wunderbares Läuten fernher aus der Jugendzeit, und edle Gedanken und Gefühle dringen wie ein himmlischer Schwall an das selige Herz? Mit mehr Glück kann unser Herrgott ein Menschenherz nicht überhäufen, als wenn er ihm zu der Gnade des rechten Glaubens noch die Segensfülle eines guten Mutterherzens schenkt. Das dritte Kapitel gehört sodann ganz und gar dem Humor. Wer einen herzhaften Spaß liebt, wird darin manch kurzweiliges und lehrreiches Stücklein finden. Das vierte Kapitel endlich ist unserer Zeit, einigen Zeitgenossen und Zeitmängeln gewidmet. Der Kalender bringt also Lehrreiches und Unterhaltendes, Lustiges und Trauriges. Auch an Erzählungen fehlt es diesmal nicht. Freilich konnte sich der Kalendermann nicht entschließen, nur oder doch in der Hauptsache Erzählungen und leichte Lektüre zu bieten. Der rechte Kalendermann hält es so, wie die heilige Schrift meint; am Schluß des Buches der Makkabäer steht nämlich: „Allzeit nur Wein oder Wasser trinken ist nicht lustig, sondern zuweilen Wein, zuweilen Wasser trinken, das ist lustig. Also ist's auch lustig, so man mancherlei liest.“ Und nicht nur lustig, sondern sogar nützlich und notwendig. So bringt denn der Kalender mancherlei und will dich damit durch den bunten Wechsel des Jahres als heiterer und unterhaltender Weggenosse begleiten, aber auch als ernster, wohlerfahrener und aufrichtiger Berater geleiten. Der Kalender wurde nicht gedruckt, um gelesen und hernach hinter den Spiegel gesteckt zu werden, sondern „um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Verstimmung“. Er soll dir Haus- und Familienbuch werden, er will dein Jahresweiser sein!

Maria Verkündigung 1925.

Der Kalendermann.

Das Jahr 1926

ist ein

gemeines Jahr mit 365 Tagen und ist in 53 Wochen eingeteilt.

Die erste Woche hat aber nur 2 und die letzte Woche nur 6 Tage.

Jahresregent ist die Sonne.

Witterungscharakter des Jahres.

Nach dem „Hundertjährigen Kalender“ gestaltet sich in den Jahren, wo die Sonne Jahresregent ist, das Wetter im großen und ganzen folgendermaßen: Der Frühling ist wetterwendisch, der Mai schön, aber er bringt an seinem Ende noch Frost. Der Sommer beginnt im Juni mit Reif, er ist sehr trocken und erzeugt große Dürre, die Tage sind heiß, die Nächte kühl. Der Herbst ist schön und trocken; der Winter — bis zum Ende Februar — nicht zu kalt, alsdann jedoch tritt große Kälte ein.

Die vier Jahreszeiten.

Der Frühling beginnt mit dem 21. März um 10 Uhr vormittags mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Widder; zum erstenmal im Jahre sind Tag und Nacht gleich lang. — Der Sommer beginnt am 22. Juni um 6 Uhr morgens mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Krebses; längster Tag. — Der Herbst beginnt am 23. September um 8 Uhr abends mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen der Waage; zum zweitenmal im Jahre sind Tag- und Nachtdauer einander gleich. — Der Winter beginnt am 22. Dezember um 4 Uhr nachmittags mit dem Eintritt der Sonne in das Zeichen des Steinbock; längste Nacht.

Die Finsternisse des Jahres.

Im Jahre 1926 finden zwei Sonnenfinsternisse statt, die jedoch in unseren Gegenden nicht sichtbar sind. Der Mond wird nicht verfinstert.

Die erste Sonnenfinsternis findet statt am 14. Januar. Sie ist eine totale und erstreckt sich über das zentrale und östliche Afrika (mit Ausnahme des Kaplandes), Arabien, Indien, das südöstliche China und südliche Japan, den Indischen Ozean, die Sunda-Inseln und das nordwestliche Australien.

Die zweite Sonnenfinsternis ist eine ringförmige. Sie findet am 9.–10. Juli statt und erstreckt sich über das östliche China, Japan, die Philippinen, Neu-Guinea, das nördliche Australien, den Stillen Ozean, das mittlere und südliche Nordamerika und Zentralamerika.

Kometen.

Nach den Berechnungen der Sternforscher kehren im Laufe des Jahres 1926 nicht weniger als 6 periodische Kometen wieder. Ihre Namen sind: De Vico-Swift, Giacobini, Kopff, Finlay und Holmes. Benannt sind diese Kometen nach verschiedenen Sternforschern.

Hinweis: Es bedeutet ☾ = Neumond, ☽ = erstes Viertel, ☽ = Vollmond, ☾ = letztes Viertel. Die Zeitangaben für den Mondauf- und Monduntergang zwischen 6 Uhr abends und 6 Uhr morgens sind durch Unterstreichung der Minutenziffern gekennzeichnet; siehe 1. Januar, Mondaufgang: 6¹¹.

Zeichen des Mondlaufs: ♈ = Widder, ♉ = Stier, ♊ = Zwilling, ♋ = Krebs, ♌ = Löwe, ♍ = Jungfrau, ♎ = Waage, ♏ = Skorpion, ♐ = Schütze, ♑ = Steinbock, ♒ = Wassermann, ♓ = Fische.

Uebersicht über die Hauptfeste des Jahres 1926.

Es fällt: Neujahr auf einen Freitag, den 1. Januar
 Dreikönig auf einen Mittwoch, den 6. Januar
 Fastnacht auf Sonntag, den 14. bis Dienstag, den 16. Februar
 Ostern auf den 4. und 5. April
 Weißer Sonntag auf den 11. April
 Christi Himmelfahrt auf einen Donnerstag, den 13. Mai
 Pfingsten auf den 23. und 24. Mai
 Fronleichnam auf einen Donnerstag, den 3. Juni
 Peter und Paul auf einen Dienstag, den 29. Juni
 Mariä Himmelfahrt auf einen Sonntag, den 15. August
 Allerheiligen auf einen Montag, den 1. November
 Weihnachten auf Samstag, den 25. und Sonntag, den 26. Dezember
 Sylvester auf einen Freitag, den 31. Dezember.

Die Quatembertage des Jahres

im Kalendarium durch Kreuze (†† bzw. †) gekennzeichnet, fallen

für das Frühjahr im Februar	auf den 24., 26. und 27.
für den Sommer im Mai	auf den 26., 28. und 29.
für den Herbst im September	auf den 15., 17. und 18.
für den Winter im Dezember	auf den 15., 17. und 18.

Fasten- und Abstinenzordnung.

- I. **Fasttage** sind solche Tage, an denen man nur einmal eine volle Mahlzeit und außerdem nur morgens und abends eine kleinere Stärkung genießen darf. Die volle Mahlzeit kann auch am Abend eingenommen und die kleinere Stärkung dafür auf den Mittag verlegt werden. — Näheres unter Ziffer V.
- II. **Abstinenztage** sind solche Tage, an denen jeglicher Genuß von Fleischspeisen untersagt ist. Eier und Milch, geschmolzenes Fett (Schmalz), Grießen, Kunstbutter sind dagegen erlaubt. Auch der Genuß von Fleischbrühe ist an allen Tagen mit Ausnahme des Karfreitags gestattet. Solche Abstinenztage sind alle Freitage außerhalb der Fasten- und der Quatemberzeit.
- III. **Fast- und Abstinenztage** sind solche Tage, an denen sowohl das Fasten als auch die Abstinenz beobachtet werden muß. — Näheres siehe Ziffer IV.
- IV. **Fast- und Abstinenztage** sind: 1. der Aschermittwoch, 2. die Freitage der 40tägigen Fastenzeit, 3. der Karfreitag bis 12 Uhr mittags, 4. die Freitage der Quatemberwochen.
- V. **Bloße Fasttage** sind: 1. die übrigen Wochentage der 40tägigen Fastenzeit, 2. die Mittwoche und Samstage der Quatemberwochen, 3. die Vigiltage vor Weihnachten, Pfingsten, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen. — An diesen Tagen ist außer bei der Hauptmahlzeit auch bei der abendlichen kleineren Stärkung der Fleischgenuß gestattet.

Trifft ein gebotener Feiertag oder auch ein Tag, der von der ganzen Gemeinde wie ein gebotener Feiertag begangen wird (z. B. das Fest des Kirchenpatrons, der Tag einer althergebrachten Flurprozession, angelobter Feiertag), auf einen Fast- oder Abstinenztag, so fällt das Fasten- und Abstinenzgebot ganz fort; dasselbe gilt, wenn eine der unter V, 3 genannten Vigilien auf einen Sonntag fällt.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond-	31 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.	Lauf	
1. Woche. Neujahrsevangelium: Die Beschneidung Jesu, Lukas 2, 21.							
1	F Neujahr, Beschneidung d. Herrn	814	354	612	942		Erdferne
2	S Marius, Adalhard	13	55	722	1013		
2. Woche. Sonntag nach Neujahr. Ev.: Die Rückkehr aus Ägypten, Matth. 2, 19-23.							
3	S Genovefa, Jungfrau	813	356	822	1038		☉ 8 Uhr vormittags
4	M Titus; Erminold, Abt	13	57	922	11 1		
5	D Telesph.; Eduard, König	13	58	1041	20		
6	M Hl. 3 Könige, Epiphania	13	4 0	1142	39		
7	D Valentin, Abt; Luzian; Reinhold	12	1	—	58		
8	F Severin, Adelheid	12	2	1222	1218		
9	S Julian und Basilissa, Berthold	11	4	212	39		
3. Woche. 1. Sonntag nach Epiphan. Ev.: Als Jesus 12 Jahre alt war, Luk. 2, 42-52.							
10	S Agathon, Adrian, Thekla	810	4 5	322	1 7		☉ 8 Uhr vorm. Erdnähe
11	M Theodosius, Hgin, Erhard	10	6	412	140		
12	D Ernst, Arkadius	9	8	6 1	224		
13	M Gottfried, Hilmar	8	9	712	322		
14	D Felix, Mart.; Hilarius, Bisch.	8	11	813	433		
15	F Paulus, Einsiedl; Alwin, Ida	7	13	9 2	553		
16	S Marzellus, Roland	6	14	939	712		
4. Woche. 2. Sonntag nach Epiphan. Ev.: Die Hochzeit zu Kana, Joh. 2, 1-11.							
17	S Namen Jesu-Fest; Anton, Eins.	8 5	416	10 9	842		☉ 12 Uhr abends
18	M Petri Stuhl. z. Rom, Karlmann	4	17	34	10 4		
19	D Marius und Martha, Märt.	3	19	56	1122		
20	M Fabian und Sebastian, Dietrich	2	21	1117	—		
21	D Agnes; Meinrad, Einsiedl.	1	23	39	1222		
22	F Vincentius, Märt.; Anastasius	759	25	12 2	122		
23	S Maria Vermählung	58	26	29	322		
5. Woche. 3. Sonntag nach Epiphan. Ev.: Der Hauptmann v. Kapharnaum, Matth. 8, 1-13.							
24	S Timotheus, Eufebia	757	428	1259	411		☉ 11 Uhr abends Erdferne
25	M Pauli Befehung, Wilhelm	56	30	196	512		
26	D Polstarp; Paula, Witwe	54	32	221	611		
27	M Johann Chrysostomus, Kirchensehr.	53	34	313	7 0		
28	D Karl der Große, Manfred	51	35	411	741		
29	F Franz v. Sales, Aquilin, Gertrud	50	37	512	815		
30	S Adalgunde, Fürspr. f. Krebsleid.	48	39	612	842		
6. Woche. Sonntag Septuagesima. Ev.: Von den Arbeitern im Weinberge, Matth. 20, 1-16.							
31	S Petrus Nolastus, Idelfons	747	441	722	9 6		

Notizen und Verse

Ein neues Jahr in ernster Zeit.

Nicht Glodenton, nicht helles Gläserklingen
begrüße dich, nicht heller Lichterglast,
Wenn du verschleiert trittst in uns're Mitte,
in furchtbar ernster Zeit ein ernster Gast.
Das Jubeln laß den hohlen, eitlen Toren,
die nicht der Zukunft Tiefe noch erschaut,
Die in den Zeitstrom nie getaucht die Blicke,
aus dem ein Blutstreif uns entgegenraut.
Die Hände laß uns falten zum Gebete:

O Herr, barmherzig halte dein Gericht,
Zu dem du Schwert und Geißel schon bereitet;
die Zeichen künden: **Lange säumt es nicht!**
Die Völker schweiften fern von ihrem Gotte
und durch die Wüste irren sie in Nacht;
Den Quell der Wahrheit haben sie verlassen
und falsche Götter frebelnd sich gemacht.
Und Bruder gegen Bruder ist erstanden,
und Völker wider Völker glüh'n im Krieg,
Der freble Bahn flücht selber sich die Geißel,
die Sünde selbst erfiucht für Gott den Sieg.
Verlösche, Herr, die Blitze deiner Rache! —
die Menschheit rächt durch ihre eigne Schuld
Den Mißgebrauch des ihr verlieh'nen Lichtes,
den Mißgebrauch der ihr verlieh'nen Huld.
Drum können wir dich freudig nicht begrüßen,
du neues Jahr, dem Zeitenmeer enttaucht,
Wir nah'n dir stumm, solange von den Altären
der falschen Götter noch das Opfer raucht;
Solange die Tugend schmähdlich ist geknechtet,
solange in Ehren sich das Laster bläht,
Solange entgegenreift die Saat der Sünde
dem Schnitter, der mit tausend Armen mäht!
Drum soll nicht Glodenton, nicht Gläserklingen
begrüßen dich, nicht heller Lichterglast,
Wenn du verschleiert trittst in uns're Mitte,
in furchtbar ernster Zeit ein ernster Gast;
Wir wollen ernst und schweigend dich empfangen,
wie ernst und schweigend dich empfängt die
Nacht,

Die rings auf schweren Wetterwolken brüetet,
kein lauter Gruß sei jubelnd dir gebracht!
Nur uns're Herzen wollen wir erheben
zu dem, der immer ist und immer war:
„In deine Hände halten wir empfohlen,
o Herr, uns selbst und dieses neue Jahr!“

Franz Eichert.

*

Du bist noch jung, liebes Kind,
Ein schönes Leben liegt vor dir, wenn
Du es dir nicht selbst verdirbst . . .

Otto Erich Hartleben.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	28 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
1	M Ignaz, Brigitta	745	443	822	928		
2	D Mariä Lichtmess, Edelbert	44	45	927	44		Kerzenweihe
3	M Blasius, Ansgar	42	47	1045	10 3		Blasiussegen
4	D Andreas Corl., Rembert	40	48	1155	22		
5	F Agatha, Jap. Märt.	39	50	—	42		Weihe des Agathabrotens
6	S Dorothea, Amandus	37	52	1 2	11 6		☉ 12 Uhr morgens
7. Woche. Sonntag Sezagesima. Ev.: Gleichnis vom Sämann, Luf. 8, 4-15.							
7	S Richard; Romuald, Abt	735	454	222	1135		
8	M Johann v. Matha, Jodokus	33	56	322	1212		
9	D Apollonia, Zahnpatronin	32	58	442	1 2		
10	M Scholastika, Arnold	30	5 0	524	2 4		Südwende
11	D Adolf, Desiderius	28	2	648	319		
12	F 7 Stifter d. Serv.-Ordens	26	4	731	442		☉ 6 Uhr abends
13	S Gregor II., Gisbert	24	6	8 6	6 2		Erdbnähe
8. Woche. Sonntag Quinquagesima. Ev.: Jesus heilt einen Blinden, Luf. 18, 31-43.							
14	S Fastnachtssonnt., Valentin	722	5 8	833	727		
15	M Faustinus, Siegfried, Erich	20	10	57	822		
16	D Fastnachtsd., Juliana	18	12	920	1022		
17	M Aschermittw., Konstantia	16	13	42	1122		Aschierung
18	D Simeon, Bischof u. Märt.	14	15	10 5	—		
19	F Konrad v. Diakenza, Sabinus	12	17	1031	1221		☉ 2 Uhr nachm.
20	S Isabella, Mitraudis	10	19	11 0	2 2		
9. Woche. 1. Fastensonntag, Invocab. Ev.: Jesus wird vom Teufel versucht, Matth. 4, 1-11.							
21	S Eleonore, Sunthilde	7 8	521	1135	3 2		
22	M Petri Stuhlfeier, Robert	6	23	1218	4 2		Nordwende
23	D Petrus Damianus, Egfried	4	25	1 8	422		
24	M †† Quatemb., Matthias	1	27	2 4	541		
25	D Walburga	659	28	3 4	618		Erdbferne
26	F †† Mechtild; Alexander, Bisch.	57	30	4 9	646		
27	S † Leander, Baldemar	55	32	514	711		☉ 6 Uhr nachm.
10. Woche. 2. Fastensonntag, Reminiscere. Ev.: Die Verkündigung Christi, Matth. 17, 1-9.							
28	S Oswald, Hermine	653	534	622	732		

Notizen und Verse

Freude in Ehren.

Ne Gsang in Ehre,
wer will's verwehre?
Singt's Tierli nit in Hurst un Rast,
der Engel nit im Sterneglast?
E freie, frohe Muete,
e gund un fröhlich Bluet
goht über Geld un Guet.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit sy Morgentau?
Trinkt nit der Bogt sy Schöppli au?
Um Wächtig hemmer gschafft;
drum bringt der Rebesaft
am Sunntig neuu Chraft.

Ne Chuz in Ehre,
wer will's verwehre?
Chüht 's Blüemli nit sy Schwesterli
un 's Sternli chüht sy Nöchberli?
In Ehre, han i gait,
un in der Unschuld Glait,
mit Zucht un Sittsemkait.

Ne freudig Stündli,
isch's nit e Fündli,
Jest hemmer's un jeh simmer do;
es chunnt e Zyt, würd's anderst goh.
's wäht alles churzi Zyt;
der Chilchhof isch nit wyt.
Wer waiß, wer hall dort lyt?

Wenn d'Glocke schalle,
wer hilft is alle?
O geb is Gott e sanfte Tod!
E rüejig Gwiße geb is Gott,
wenn d'Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blyt un chraft,
un in der letschte Nacht!

Johann Peter Hebel.

*

Deutsche Sprichwörter.

Es ist kein Dörflein so klein,
Drin muß im Jahr einmal Kirchweih sein.

*

Kopfhänger und Müßiggänger sind des
Teufels Kostgänger.

*

Je größer das Fest, um so ärger der
Teufel.

age

habrotes
rgens

nde

.

.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	31 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
1	M Albin, Suitbert	650	536	722	751		
2	D Simplicius, Papst	48	38	822	89		
3	M Kunigunde, Gerwin	46	40	915	28		
4	D Oswin, Kasimir	44	41	1022	47		
5	F Friedrich, Ottilie	41	43	—	99		
6	S Fridolin, Abt; Felizitas	30	45	122	936		
11. Woche. 3. Fastensonntag, Oculi. Ev.: Jesus treibt einen stummen Teufel aus, Luk. 11, 14–28.							
7	S Thomas von Aquin	637	547	122	108		☉ 1 Uhr nachm.
8	M Johann v. Gott	35	49	222	51		
9	D Franziska	32	51	322	1144		Südwende
10	M Vierzig Märtyrer, Rodwig	30	52	422	1232		
11	D Rosina, Wolfram	28	54	522	210		
12	F Gregor d. Große	25	56	60	334		
13	S Ernst, Gerold	23	58	631	51		Erdböhe
12. Woche. 4. Fastensonntag, Laetare. Ev.: Jesus speist 5000 Mann, Joh. 6, 1–15.							
14	S Mathilde	621	559	651	622		☉ 4 Uhr morgens
15	M Klemens Maria Hofbauer	18	61	719	721		
16	D Heribert, Hilarius	16	3	42	912		
17	M Gertrud (Gertrautentag)	14	5	84	1021		
18	D Heribert, Eduard	11	7	30	1142		
19	F Josef, Nährvater Jesu	9	8	58	—		
20	S Joachim, Eberhard	7	10	932	1222		21. Frühlingsanfang
13. Woche. 5. Fastensonntag, Judica. Ev.: Die Juden wollen Jesum steinigen, Joh. 8, 46–59.							
21	S Benedikt, Abt	64	612	1013	22		☉ 6 Uhr vorm.
22	M Nikolaus v. d. Flüe	2	14	111	252		Nordwende
23	D Otto	0	15	55	341		
24	M Gabriel, Friederike	557	17	1254	422		
25	D Maria Verkündigung	55	19	158	421		Erdsferne
26	F 7 Schmerzen Maria, Ludger	52	21	34	512		
27	S Rupert, Bischof; Frowin	50	22	410	522		
14. Woche. Palmsonntag. Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem, Matth. 21, 1–9.							
28	S Palmsonntag, Guntram	548	624	518	522		Palmweihe
29	M Ludolf; Custasius, Abt	45	26	622	615		☉ 11 Uhr vorm.
30	D Quirinus	43	28	722	633		
31	M Kornelia, Traugott, Roswitha	41	29	822	653		

Notizen und Verse

Vorfrühling.

Stürme brausten über Nacht,
Und die kahlen Wipfel troffen.
Frühe war mein Herz erwacht,
Schüchtern zwischen Furcht und Hoffen.

Horch, ein trautgeschwäh'ger Ton
Dringt zu mir vom Wald hernieder.
Risten in den Zweigen schon
Die geliebten Amseln wieder?

Dort am Weg der weiße Streif —
Zweifelnd frag' ich mein Gemüte:
Ist's ein später Winterreif
Oder erste Schlehblüte?

Paul Heyse.

*

Liebesfrühling.

Wo weilst du denn, Lenz,
Und du, himmlisches Blau?
Mein Herz schon so sonnig —
Und die Welt noch so grau?

Mein Herz schon ein Lustwald,
Ein Blumengefilz —
Und draußen im Garten
Kein Knöspchen noch schwillt?

Was sorg' ich des Lenzes?
Was sorg' ich des Grüns?
Die Eine ist meine —
Genug da des Blühens.

Friedr. Wilh. Grimme.

*

Jägerlied.

Zierlich ist des Vogel Tritt im Schnee,
Wenn er wandelt auf des Berges Höh':
Zierlicher schreibt Liebchens liebe Hand,
Schreibt ein Brieflein mir in ferne Land'.

In die Lüfte hoch ein Reiher steigt,
Dahin weder Pfeil noch Kugel fliegt:
Tausendmal so hoch und so geschwind
Die Gedanken treuer Liebe sind.

Eduard Mörike.

*

Die Liebe ist ein Glode, welche das Ent-
legendste und Gleichgültigste wiedertönen läßt
und in eine besondere Musik verwandelt.

Gottfried Keller.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	30 Tage	
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.			
1	D Gründonnerstag, Hugo	538	632	10 1	713		Auferstehungsfeier	
2	F Karfreitag, Franz v. Paula	36	33	1114	739			
3	S Karfreitag, Richard	34	35	—	8 9			
15. Woche. Hochhl. Osterfest. Ev.: Christi Auferstehung, Mark. 16, 1—7.								
4	S Ostersonntag, Ambros	531	636	1221	847		☉ 10 Uhr abends Südweste	
5	M Ostermontag, Vinzenz Fer.	29	38	112	936			
6	D Isolbe, Cölestin, Notker	27	40	211	1037		Erdböhe	
7	M Hermann Jos., Bekenner	24	41	322	1149			
8	D Albert, Berta	22	43	4 2	1 9			
9	F Maria Kleopha, Waltraud	20	45	11	233			
10	S Ezechiel, Mechthildis	17	47	11	358			
16. Woche. 1. Sonntag nach Ostern, Quasimod. Ev.: Jesus kommt durch verschlossene Türen, Joh. 20, 19—31.								
11	S Leo d. Große, Hildebrand	515	648	522	521			☉ 2 Uhr nachm.
12	M Julius, Ingeburg	13	50	542	641			
13	D Hermenegild, Prinz u. Märt.	11	52	6 5	8 1			
14	M Lidwina, Hedwig	8	54	28	921			
15	D Anastasia	6	55	55	1022			
16	F Benedikt Labre	4	57	727	1141			
17	S Rudolf	2	59	8 4	—			
17. Woche. 2. Sonntag nach Ostern, Misericordia. Ev.: Vom guten Hirten, Joh. 10, 11—16.								
18	S Apollonius, Friedbald	5 0	7 1	850	1247		Nordweste	
19	M Werner, Emma	457	2	943	121		☉ 12 Uhr morgens Erdferne	
20	D Viktor, Märt.; Reimar	55	4	1041	212			
21	M Anselm, Lothar	53	6	1144	11			
22	D Eoter und Cajus, Adalbert	51	8	1250	322			
23	F Georg	49	9	156	41			
24	S Fidelis v. Sigm., Helmut	47	11	3 4	4 2			
18. Woche. 3. Sonntag nach Ostern, Jubilate. Ev.: Eine fl. Weisse u. ihr werdet . . , Joh. 16, 16—22.								
25	S Schutzfest d. hl. Josef, Markus	445	713	413	421		☉ 1 Uhr morgens Walpurgisnacht	
26	M Maria v. guten Rat, Trubbert	43	14	522	422			
27	D Anastasius; Rita, d. hl. Dienstmagd	40	16	611	412			
28	M Paul v. Kreuz, Theobald	38	18	741	517			
29	D Robert, Petrus v. Mailand	36	20	9 2	541			
30	F Katharina v. Siena	34	21	1017	6 9			

Notizen und Verse

Anemonen am Karfreitag.

Wie die Frauen
Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammen standen,
Nicht mehr Worte, nur noch Tränen fanden.
So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen.
Vom Gewimmel
Dichter Floden ist ganz trüb der Himmel.
Traurig stehen sie; die Köpfe hängend,
Und in Gruppen sich zusammendrängend.
Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Oede,
Weiße Tüchlein aufgebunden jede.
Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd.
Steh'n alljährlich sie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Bildnis.

Christian Wagner.

*

In der fröhlichen Osterzeit.

Nun singt, ihr Christenleute,
Zu dieses Lenzes Frist;
Aus Grab und Banden heute
Der Herr erstanden ist.
Er ging an einem Morgen
Aus seinem Grab heraus,
Da brach, die lang verborgen,
Die Gottheit glänzend aus.
Da war so schön zu sehen
Der heil'ge Leib des Herrn,
Vom Grab tät er erstehen
Ein lichter Morgenstern.
Da strahlen seine Wunden
Wie rotes Sonnenlicht;
Der Tod war überwunden,
Den Herrn bezwang er nicht.
Es sangen Engel droben:
Nun lobet alle Christ,
Der sich vom Schlaf erhoben
Zu dieses Lenzes Frist.

Guido Maria Dreves.

*

Die Marterwoche laß still vergeh'n,
Dein Heiland wird schon aufersteh'n.
Deutsches Sprichwort.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	31 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
1	S Philippus u. Jakob d. Jg., Apostel	432	723	1121	645		
19. Woche. 4. Sonntag nach Ostern, Cantate. Ev.: Christi Heimgang, Joh. 16, 5-14.							
2	S Athanasius, Kirchenl.	430	725	—	731		Südwinde
3	M Hl. Kreuz-Auffindung	28	26	1230	828		Wetterbitten-Anfang
4	D Monika, Dietmar	26	28	122	937		
5	M Pius V., Waltraba v. Mex	24	30	2 2	1054		☉ 4 Uhr morgens
6	D Johann v. d. gold. Pfort, Dtmr	23	31	31	1215		
7	S Ewald, Gisela	21	33	3 1	137		Erdböhe
8	S Erscheinung d. Erzeng. Michael	19	35	21	259		
20. Woche. 5. Sonntag nach Ostern, Rogate. Ev.: Bittet, so werdet ihr empfangen, Joh. 16, 23-30.							
9	S Gregor v. Nazianz, Bisch.	417	736	345	419		
10	M Antonia, Bertram	15	38	4 2	540		
11	D Namertus; Gangolf	14	40	22	612		☉ 12 Uhr abends
12	M Dantratus	12	41	23	616		
13	D Christi Himmelf.; Serv. <small>Eis- männer</small>	10	43	522	922		
14	S Bonifatius	9	44	52	1024		
15	S Sophia (Die kalte Sophie); Isidor	7	46	640	1121		Nordwinde
21. Woche. 6. Sonntag nach Ostern, Exaudi. Ev.: Wenn der Tröster kommen wird, Joh. 15, 26-16, 4.							
16	S Johann v. Nepomuk, Alberta	4 6	747	730	—		
17	M Paschalis, Ubaldu	4	49	828	1212		
18	D Erich, König u. Märk.	3	50	929	55		
19	M Petrus Cölest., Rembert	1	52	1034	124		☉ 7 Uhr abends, Erbf.
20	D Bernadin	0	53	1141	48		
21	S Konstantin	358	55	1248	2 2		
22	S Julia, Rita	57	56	156	22		
22. Woche. Hochf. Pfingstfest. Ev.: Von der Sendung des hl. Geistes, Joh. 14, 23-31.							
23	S Pfingstsonntag, Christian	358	758	3 4	245		
24	M Pfingstmontag, Johanna	55	59	415	3 2		
25	D Urban, Winzerpatron	53	8 1	529	21		
26	M †† Quatemb., Phil. Neri	52	2	644	43		
27	D Beda, der Ehrwürdige	51	3	8 2	4 2		☉ 1 Uhr nachm.
28	S †† Wilhelm, Bekenner	50	5	915	41		
29	S † Maria Magdal. v. Pazzis	49	6	1022	525		
23. Woche. Trinit., Fest der hl. Dreifaltigkeit. Ev.: Die Einsetzung der Taufe, Matth. 28, 18-20.							
30	S Dreifaltigkeitssonntag, Ferdinand	348	8 7	1112	618		Südwinde
31	M Detronilla, Angela	47	8	—	726		

Notizen und Verse

Maieustrauß.

Wohl einen Kranz möcht' ich dir, Jungfrau,
winden,
Sein Duften soll dir meine Lieb verkünden.
Als erste Blume Augentrost ich pflüde,
Du trocknest ja all tränenfeuchte Blide.
Der Thymian, des Stolzes Heilkraut, sage:
„Von Erdenglanz mein Herz zum Himmel
trage.“

Lieb Denfel auch sendet treue Grüße:
„Vergiß nicht mein, Maria, Mutter süße.“
Hier strahlt die Lilie weiß in lichtem Scheine —
Wär' meine Seele doch so keusch und reine!
Nimm auch den Ehrenpreis, du Ehrenwerte,
Und Engelsüß, weil dich der Engel ehrete,
Und Sonnentau — schau dieses klare

Schimmern,
Wie hell die Perlen auf den Blättern
flimmern,
Wie jede Perle spricht: „Will's Herz ermatten,
Send kühlen Tau, Maria, heut ihm Schatten.“
Die Sonnenwende blühet auch im Kranze
Und trinket Trost aus deinem goldnen
Glanze.

Wär' ich die Sonnenwende, daß mit Bonne
Mein Auge hing' an dir, du Gnadensonne!
Die Primeln sagen: „Himmelschlüssel legte
Der Herr in deine Hand, du Schmerzbewegte.“
Und Tausendschön in Demut spricht: „Rein,
feine

Gleicht dir an Schönheit, o der Reinsten Reine!“
Nun will ich Rosen in den Maikranz weben,
Denn vieles redet ihrer Kelche Weben;
Die Rosen sind dein liebstes Brustgeschmeide,
Rotweiße Rosen wab dir Gott zum Kleide;
Du, unter Dornen allerschönste Rose,
Die Gottesrose wuchs aus deinem Schoße.
Kreuzblümlein drum erinnert dich mit Klagen,
Wie du den Herrn voll Leid im Schoß getragen.

Die reichen wunderbaren Passifloren
Hab' ich zum Schluß des Kranzes auserloren.
Von Lanze, Dornen, Nägeln sie dir sprechen,
Daß deine Wunden nochmals liebend brechen,
Daß all der Schmerz, den du am Kreuz

empfunden,
Dich nochmals grüßt aus deines Sohnes
Wunden,
Und daß sein Blut voll Segen niederquillet
Und meiner eignen Wunden Schmerzen stillt.
Was diese Blumen flehn in Gottes Namen,
Mir gnädiglich verleihe, Amen! Amen!

Johannes B. Diel S. J.



1926	Fest- und Namenstage		Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	30 Tage	
			Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.			
1	D	Simeon, Luitgard	346	8 9	12 4	842		Erdnähe	
2	M	Eugen, Papst	45	11	12	10 3		☉ 9 Uhr vorm.	
3	D	Hochflg. Fronleichnam	44	12	1 2	1124			
4	F	Quirinus	44	13	12	1245			
5	S	Bonifazius, Apostel Deutschl.	43	14	12	2 4			
24. Woche. 2. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom großen Gastmahle, Luf. 14, 16-24.									
6	S	Norbert, Erzbischof	342	815	212	323		☉ 11 Uhr vorm.	
7	M	Robert, Abt; Gottlieb	42	16	12	441			
8	D	Medardus, Heu- u. Weinpatron	41	17	12	557			
9	M	Primus und Felizian	41	18	322	712			
10	D	Margareta, Königin	40	18	11	822			
11	F	Herz-Jesu-Fest	40	19	422	921			
12	S	Johannes von S. Facundo	39	20	512	1012		Nordwende	
25. Woche. 3. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom verlorenen Schafe, Luf. 15, 1-10.									
13	S	Anton v. Padua	339	821	615	1011		☉ 12 Uhr mittags	
14	M	Basilius d. Gr., Luitpold	39	21	716	1126			
15	D	Vitus, Kreszentia, Märk.	39	22	819	12			
16	M	Benno, Bischof	39	22	925	—			
17	D	Adolf, Rembold, Rainer	39	22	1032	1214			
18	F	Ephrem, Kirchenlehrer	39	23	1139	12			
19	S	Servastus u. Protastus	39	23	1247	12			
26. Woche. 4. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom reichen Fischfang, Luf. 5, 1-11.									
20	S	Florentina	339	824	155	1 2			☉ 10 Uhr abends
21	M	Mloysius v. Gonz.; Alban	39	24	3 7	22			
22	D	10000 Ritter, Sieghilde	39	24	421	45			
23	M	Edeltraud, d. hl. Königin	39	24	538	2 2			
24	D	Johann d. Täufer	39	24	644	12			
25	F	Wilhelm, Abt; Prosper	40	24	8 1	312			
26	S	Johann u. Paul	40	24	9 2	4 1		Südwende	
27. Woche. 5. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von der wahren Gerechtigkeit, Matth. 5, 20-24.									
27	S	Ladislau, Siebenchläfer	341	824	10 1	5 2		Wettertag	
28	M	Leo II., Papst; Irenäus	41	24	1041	624		Erdnähe	
29	D	Peter und Paul, Runo	42	24	1112	746			
30	M	Pauli Gedächtn., Ehrentraub	42	24	1121	910			

Notizen und Verse

Maria im Rosenhag.

Es sitzt eine Jungfrau im Rosenhag
In langen, blauen Gewanden,
Die Engel, die Blumen, der goldene Tag
Sind alle in ihren Banden.

Die großen Heil'gen umstehen sie still
Mit ihren ewigen Kerzen,
Und wenn sie leise lächeln will,
Erglühen ihr tausend Herzen.

Sie hat ein wunder süßes Gesicht,
Verschleiert von goldenen Haaren,
Die Wünsche der Erde berührten sie nicht,
Nicht rührten sie Sünd' und Gefahren.

Es hob sie Florenz auf den ewigen Schild,
Venedig auf leuchtende Throne,
Der große Bellini reichte ihr mild
Das Kindlein, die selige Krone.

Die Jungfrau hat Albrecht Dürer gefannt
Und die frommen Meister am Rheine;
In unserer Lage aufloberndem Brand
Fand keiner die Himmlische, Meine.

Marie Herbert.

*

Der Rosenstrauch.

Meine Sommerlust war ein Rosenstrauch,
Voll duftschwer prangender Blüten,
Den kühte die Sonne am liebsten wohl,
Weil so heiß seine Rosen verglühten.

Und aus den Rosen da hörte ich oft
Ein Lied, ein kleines, erklingen,
Dann war's, als huschten durchs Dornenneß
Eines Vögleins flatternde Schwingen.

Und als ich die Rosen zur Seite bog,
Die so duft aneinander sich schmiegeten,
Da fand ich ein kleines Grasmüdenneß,
Darin sich zwei Vögelein wiegeten.

Es mußten des Nestchens wonniges Glück
Die Rosenschleier behüten.

Nun weiß ich, warum auch die Rosen all
So ahnungslächelnd erglühten.

Ida v. Ribberg.

*

Sommerabend.

Laß ging der Sommertag
Ueber die Hügel,
Laß senkt der Rosenhag
Die seidnen Flügel.

Still geh'n die Wälder
Zu goldener Nacht,
Straßen und Felder
Berfließen in Glanz.

Emil Waader.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	31 Tage	
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.			
1	D Fest d. kostb. Blutes, Theobald	343	824	1112	1033		☉ 2 Uhr nachm.	
2	♀ Mariä Heimsuchung, Otto	44	23	—	1153			
3	S Rumold	44	23	1222	111			
28. Woche. 6. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Jesus speist 4000 Mann, Matth. 8, 1—9.								
4	S Ulrich, Bisch. v. Augsburg, Bernhold	345	823	1242	230		Nordwende ☉ 12 Uhr morgens	
5	M Philomena	46	22	1 1	345			
6	D Dominika, Jgfr., Märt.	46	22	22	459			
7	M Willibald, Bischof v. Eichstätt	47	21	22	6 2			
8	D Kilian, Kolonat u. Totnan	48	20	22	712			
9	♀ Veronika v. Jul., Agilolf	49	20	314	8 2			
10	S 7 Brüder, Amelberga	50	19	4 2	22			
29. Woche. 7. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von den falschen Propheten, Matth. 7, 15—21.								
11	S Pius, Papst; Sigisbert	851	818	5 2	922			Erdferne
12	M Johann Gualbert; Felsz, Märt.	53	17	6 6	22			
13	D Eugen, Bischof	54	16	713	1022			
14	M Bonaventura, Kirchenl.	55	15	819	22			
15	D Apostel Petrus; Heinrich, Kais.	56	14	926	22			
16	♀ Skapulierfest, Walter	57	13	1032	1122			
17	S Aegidius d. hl. Bettler	59	12	1139	22			
30. Woche. 8. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom ungerechten Hausverwalter, Luf. 16, 1—9.								
18	S Ramill, Ordensst.; Friedrich, Bisch.	4 0	811	1248	1142		☉ 4 Uhr morgens	
19	M Vinzenz v. Paul	1	10	2 0	—			
20	D Margareta, Patr. d. Gebärenden	3	9	313	1212		Südweste, Beginn der Sundstage	
21	M Arbogast, Gudrun	4	7	429	22			
22	D Maria Magdal., d. Büßerin	5	6	543	1 1			
23	♀ Liborius, Bischof	7	5	611	21			
24	S Sel. Bernhard v. Baden	8	3	712	242			
31. Woche. 9. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Jesus weint über Jerusalem, Luf. 19, 41—47.								
25	S Jakob d. Aelt., Christophorus	4 9	8 2	822	322		☉ 6 Uhr vormittags Erdböhe	
26	M Hl. Mutter Anna	11	1	911	522			
27	D Friedbert	12	759	42	646		☉ 8 Uhr abends	
28	M Innocenz, Viktor, Päpste	14	58	10 2	812			
29	D Martha, Olaf	15	56	22	937			
30	♀ Julitta, Märt.	17	54	42	1058			
31	S Ignatius von Loyola	18	53	11 2	1218			

Notizen und Verse

Sommerzeit.

Im Felde steh'n die Blumen
Halbdicht einander nah,
In Eichentalbes Dunkel
Um Farn und Erika
Die wilden Bienen summen:
Die Sommerzeit ist da.

Martin Greif.

*

Und wiederum . . .

Und wiederum geh' ich die weißen Pfade
Durch das sommerreife Land,
Aber nicht in Glück und Gnade
An deiner Hand.

Einsam umwogen mich die goldnen Blüten
Des Kornes, es blüht der Mohn so rot —
Rot wie meiner Seele Blüten
Und ihre Not.

Und ich pflück den Mohn zu einem Strauße,
Und mit den roten Blüten zier
Ich deiner stillen Totenklaufe
Nacht-dunkle Tür.

Anton Sad.

*

So möcht ich sterben . . .

So möcht ich sterben — wie im Aehrenfeld
Zur Ernte reif die goldne Schwade sinkt;
So wie nach gutgekämpftem Streit der Held,
Dem scheidend noch des Sieges Banner winkt;
So wie die Rose, die den Strauch geschmückt,
Gebrochen noch durch ihren Duft entzückt;
So wie der Tag, der in der Nacht vergeht,
Daraus er neu und herrlich aufersteht!

Eduard Eggert.

*

Auf Peter und Paul.

Auf Fels gebaut für alle Zeit,
Nagt hoch der Kirche Herrlichkeit:
Sie thront ob aller Wogen Flut
Und heut uns sichertreue Gut.

Weit in der Völker dunkle Nacht
Erglänzt ihr Licht in voller Pracht;
Vom Berg erschallt der Engel Chor:
Kommt, offen steht der Heimat Thor!

O, rettet euch zum Felsengrund,
Hier liegt der Hort vom Neuen Bund:
Und ob der Sturm der Hölle tost,
Hier wohnt der Friede, ruht der Trost.

P. Gaudentius Koch, Kapuziner.



1926		Fest- und Namenstage		Sonnen-		Mond-		Mond-	31 Tage
				Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.	Lauf	
32. Woche. 10. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Der Pharisäer und der Böllner, Luf. 18, 9-14.									
1	S	Petri Kettenfest	420	751	1121	135			Nordwende
2	M	Portiunkula, Alfons v. Lig.	22	49	52	250			
3	D	Auffindg. d. Reliquien d. hl. Steph.	23	48	—	4 1			
4	M	Dominikus, Ordensstifter	25	46	1222	5 6			
5	D	Maria Schnee	26	44	111	6 2			
6	F	Verklärung Christi	23	42	122	42			
7	S	Donatus, Patron gegen Bliz	29	40	222	722			
33. Woche. 11. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Jesus heilt einen Taubstummen, Mark. 7, 31-37.									
8	S	Zyriacus, Märt.	431	739	321	722		☉ 3 Uhr nachm.	
9	M	Peter Faber, Betenner	33	37	5 1	822		Erdferne	
10	D	Laurentius	34	35	6 9	44			
11	M	Eufanna, Gerhard	36	33	715	9 2			
12	D	Klara; Hilaria, Märt.	38	31	822	12			
13	F	Johannes Berchmanns	39	29	928	22			
14	S	Eusebius, Wigbert	41	27	1035	22			
34. Woche. 12. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Der barmherzige Samaritan, Luf. 10, 23-37.									
15	S	Mariä Himmelfahrt	443	725	1145	1012		Kräuterweihe	
16	M	Rochus, Pestpatr., Sieglinde	44	23	1255	22		☉ 6 Uhr nachm.	
17	D	Hyacinth, Betenner	46	21	2 9	11 2			
18	M	Helena, Kaiserin; Wendelgard	48	19	321	1142			
19	D	Sebald v. Nürnberg	49	17	431	—			
20	F	Bernhard, Abt u. Kirchenl.	51	15	534	1222		Südweste	
21	S	Johanna Franziska v. Chant.	53	13	622	122			
35. Woche. 13. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von den 10 Aussätzigen. Luf. 17, 11-19.									
22	S	Timotheus, Märt.	454	710	7 2	242		☉ 2 Uhr nachm., Erdn.	
23	M	Philipp Beniktus, Bel.	56	8	722	412			
24	D	Bartholomäus, Apostel	58	6	8 4	541			
25	M	Ludwig, König	59	4	822	7 9			
26	D	Zephyrin, Papst u. Märt.	5 1	2	842	835			
27	F	Gebhard, Bischof	3	659	912	959			
28	S	Augustinus, Kirchenlehrer	4	57	922	1120			
36. Woche. 14. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Niemand kann 2 Herren dienen, Matth. 6, 24-33.									
29	S	Joh. Enthauptung, Sabina	5 6	655	922	1238		☉ 6 Uhr nachm.	
30	M	Rosa v. Lima	8	58	1021	152			
31	D	Paulinus, Bischof; Raimund	9	50	11 2	259			

Notizen und Verse

Mondaufgang.

Hinter des Waldes hochstämmigen Buchen
Kam ein leuchtend Auge hervor,
Groß, am Abend. Und wollt' etwas suchen ...
Die Leute sagen: Der Mond stieg empor
Ueber dem Berg.

Der Wald aber leis
Schüttelt das Haupt: Der Mond ist es nicht —
Gottes Auge!

Und Blatt und Reis
Schauert im Licht. —
Fritz Philippi.

Tod in Ahren.

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
Liegt ein Soldat, unaufgefunden,
Zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
Mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
Im Todeskampf den Kopf erhoben,
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
Sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense fixirt im Aehrenfeld,
Er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
Abe, abe, du Heimatwelt —
Und beugt das Haupt, und ist verschieden.

Detlev v. Siliencron.

Maria Himmelfahrt.

Maria fuhr gen Himmel auf,
Zu ihrem Sohn nahm sie den Lauf.
Alleluja, ihr Grab ist leer!
O Christenheit, dich freu dich sehr!

Alleluja, die dunkle Haft
Sprengt auf des Mutterherzen Kraft.
Nun ist sie ihrem Sohne nah
In Herrlichkeit, Alleluja!

Um ihren Thron aus Elfenbein
Steh'n Rosen rot und Lilien rein,
Die Traube und das Weizenkorn,
Der Sonnenball, des Mondes Horn.

Alleluja, ihr Gott und Sohn,
Der krönt ihr Haupt mit güldner Kron';
Er gibt ein Szepter aus Demant
Ihr wunderkräftig in die Hand.

Hellauf klingt aller Engel Sang
Mit Geigen- und mit Harfenklang.
Kein Ohr vernahm, kein Auge sah
Solch' Herrlichkeit, Alleluja!

Anton Sad.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	30 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
1	M Aegidius, Abt; Berena, Jungfr.	511	648	11 ¹²	359	☾	Nordwende
2	D Stephan, König; Degenhard	13	46	—	449	☾	
3	♀ Emmerich; Mansuetus	14	44	12 ¹²	529	☾	
4	S Rosalia; Irmgard	16	41	14 ²	6 ²	☾	
37. Woche. 15. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Der Jüngling von Naim, Luf. 7, 11-16.							
5	S Schuhengelfest	518	639	24 ²	62 ²	☾	Erdferne ☉ 7 Uhr morgens
6	M Magnus, Patr. geg. Ungeziefer	19	37	4 ²	6 ²	☾	
7	D Regina, Jungfr. u. Märt.	21	34	5 ⁴	7 ²	☾	
8	M Mariä Geburt	23	32	613	2 ²	☾	
9	D Peter Claver, Missionar; Edgar	24	30	720	4 ²	☾	
10	♀ Karl Spinola, Märt.; Nikol. v. Loul	26	27	826	5 ²	☾	
11	S Protus, Felix u. Regula, Märt.	28	25	935	812	☾	
38. Woche. 16. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Jesus heilt einen Wassersüchtigen, Luf. 14, 1-11.							
12	S Mariä Namensfest	529	623	1045	82 ²	☾	Wetterbitten-Ende ☉ 5 Uhr morgens Südweste Wundmale d. hl. Franzist.
13	M Notburga, d. hl. Magd	31	20	1156	9 ²	☾	
14	D Kreuz-Erhöhung	33	18	1 ⁷	2 ²	☾	
15	M †† Quatember; Nikomedes	34	15	216	101 ²	☾	
16	D Kornel, Papst	36	13	321	111 ²	☾	
17	♀ †† Lambert, Bisch.; Hildegard	38	11	415	—	☾	
18	S † Sophie; Irene	39	8	459	1221	☾	
39. Woche. 17. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom größten Gebote, Matth. 22, 34-46.							
19	S Januarius u. Genossen, Märt.	541	6 ⁶	534	14 ²	☾	☉ 9 Uhr abends, Erdn. Herbstbeginn
20	M Eustachius, Patron d. Jäger	43	3	6 ²	3 ²	☾	
21	D Matthäus, Evangelist	44	1	2 ²	421	☾	
22	M Mauritius (Moriz), Märt.	46	559	4 ²	6 ²	☾	
23	D Thella, die Erzmärtyrin	48	56	711	729	☾	
24	♀ Maria Loskauf d. Gefangenen	49	54	2 ²	855	☾	
25	S Firmin, Bisch. u. Märt.; Kleophas d. J.	51	52	5 ²	1017	☾	
40. Woche. 18. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Jesus heilt einen Sichtbrüchigen, Matth. 9, 1-8.							
26	S Cyprian u. Justina	553	549	822	1137	☾	☉ 7 Uhr abends Nordweste
27	M Rosmas u. Damian	55	47	9 ²	1249	☾	
28	D Lioba; Wenzel, König u. Märt.	56	45	4 ²	154	☾	
29	M Michael, Erzengel; Marich	58	42	1041	248	☾	
30	D Hieronymus, Kirchenlehrer	6 ⁰	40	114 ²	331	☾	

Notizen und Verse

Kein Kind würde groß, wenn es keinen
Schutzengel hätte.

*

Elternamt ein Engelsdienst!

*

Einem warnenden Engel darf man nicht
den Rücken kehren.

Deutsche Sprichwörter.

*

Daß der Engel mit der Zeit
Sich entengelt,
Ja, verbengelt

Macht euch Sorgen? Seid geſcheit:
Wo ſich treffen Dub und Gund,
Und Feiz ſchmeißt nicht,
Und Spiz heißt nicht,
Da ſind beide nicht geſund!

Otto Gaendler.

*

Je mehr ich lerne, deſto mehr ſehe ich ein,
wie nur eine gute Grundlage in der Jugend
das Glück der ſpäteren Tage hervorruſen
kann.

Gottfried Keller.

*

Jung ſein iſt Glück und vergeht wie Dunſt
Jund b l e i b e n iſt mehr und iſt eine Kunſt.

Friedrich Theodor Viſcher.

*

Wolfgang, mein Entel.

Bergan ſchritt ich mit meinem Entel täglich.
Einst ſiel der kleine Schelm und weinte kläglich.
Ich hob ihn auf und reinigte ſein Näſchen
Und wiſchte ihm die Tränen von den Näſchen.
Er ſtammelte: — wen ſollt' ſein Wort nicht

rühren,

Sein ſüßes Wort? — „Du ſollſt mich immer
führen.“

Nun iſt er fort in weiter, weiter Ferne.
Nicht leuchten mir mehr ſeine Augenſterne.
Nicht mehr weckt ſeine Stimme mir Entzücken.
Nicht mehr darf ich die liebe Hand ihm drücken,
Die Hand, die kleine, wunderweiche, holde,
Dran wunſchgemäß ich ſtets ihn führen ſollte.

Ach, daß ich's könnte! — Ich denk jeden
Morgen

Und jeden Abend ſein mit bangem Sorgen
Und immer falte ich dann meine Hände
Und bet': Führ du ihn, Vater, bis ans Ende,
Führ ihn den Glückſpad viele Jahre, — führe
Nach Erdenfreuden ihn zur Himmelſtäre.

August Ganther.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	31 Tage	
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.			
1	S Remigius, Bischof	6 1	5 37	—	4 7			
2	S Leodegar, Bischof u. Märt.	3	35	12 1	3 4			
41. Woche. 19. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom hochzeitlichen Gewande, Matth. 22, 1-14.								
3	S Rosenkranzfest, Utho	6 5	5 33	1 1	4 5		Erdferne ☉ 11 Uhr abends	
4	M Franz v. Assisi	6	30	2 1	5 15			
5	D Placidus, Märt.; Meinolf, Bel.	8	28	4 1	3 2			
6	M Bruno, Ordensstifter	10	26	5 1	4 9			
7	D Marlus, Papsi; Gerold, Pilger	12	24	6 18	6 1			
8	S Brigitta	13	21	7 26	6 2			
9	S Dionysius, Bischof; Günther	15	19	8 37	6 1			
42. Woche. 20. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von dem kranken Sohn des Vorstehers, Joh. 4, 46-53.								
10	S Gereon, Märt.; Franz Borgias	6 17	5 17	9 48	7 1			Südweste ☉ 3 Uhr nachm.
11	M Emil, Bel.; Plazida, Jungfr.	19	14	11 0	1 1			
12	D Maximilian, Bisch. u. Märt.	20	12	12 9	8 1			
13	M Eduard, König; Koloman	22	10	1 15	9 2			
14	D Burkard, Bisch. v. Würzburg	24	7	2 11	10 4			
15	S Theresia, Jungfr. u. Ordensst.	26	5	2 56	11 17			
16	S Gallus, Abt	28	3	3 34	—			
43. Woche. 21. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Der unbarmherzige Knecht, Matth. 18, 23-35.								
17	S Kirchweihfest, Hedwig	6 29	5 1	4 3	12 1		Erdnähe ☉ 6 Uhr vorm.	
18	M Lukas, Evangelist	31	4 59	27	2 2			
19	D Petrus v. Alkantara	33	56	49	3 2			
20	M Wendelin d. hl. Schäfer	35	54	5 11	4 1			
21	D Ursula mit d. 11000 Jungfrauen	37	52	3 2	6 21			
22	S Cordula; Severus, Patr. d. Weber	38	50	5 8	7 48			
23	S Severin, Bisch. v. C ^o ln; Joh. v. Capriß	40	48	6 14	9 11			
44. Woche. 22. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom Zinsgroßchen, Matth. 22, 15-21.								
24	S Raphael; Armella	6 42	4 46	6 1	10 29		Nordweste ☉ 12 Uhr Mittag	
25	M Criapin, Patron d. Schuster	44	44	7 1	11 40			
26	D Bernward, Bisch. v. Hildesheim	46	42	8 1	12 41			
27	M Frumentius, Bisch.; Florenz, Märt.	47	40	9 2	1 30			
28	D Simon u. Judas Thaddäus	49	38	10 1	2 9			
29	S Narzissus; Eusebia	51	36	11 1	3 9			
30	S Alfons Rodriguez	53	34	—	3 2			
45. Woche. 23. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von des Jairus Tochterlein, Matth. 9, 18-26.								
31	S Bigiltag; Wolfgang, Bischof	6 55	4 32	12 1	3 2		Erdferne	

Notizen und Verse

Im Herbst, da muß man trinken!
 Da ist die rechte Zeit;
 Es reißt uns ja der Traube Blut,
 Und dabei schmeckt der Wein so gut.
 Im Herbst, da muß man trinken!
 Im Winter muß man trinken!
 Im Winter ist es kalt,
 Da wärmet uns der Traube Blut,
 Und dabei schmeckt der Wein so gut,
 Im Winter muß man trinken!
 Im Sommer muß man trinken!
 Im Sommer ist es heiß,
 Da kühlet uns der Trauben Blut,
 Und dabei schmeckt der Wein so gut.
 Im Sommer muß man trinken!
 Im Frühling muß man trinken!
 Da ist's nicht heiß, noch kalt,
 Da labt uns erst der Traube Blut,
 Da schmeckt der Wein uns doppelt gut.
 Im Frühling muß man trinken!

Wilh. Aug. Wohlbrück.

Man kann, wenn wir es überlegen,
 Wein trinken fünf Ursachen wegen:
 Einmal um eines Festtags willen,
 Sodann vorhand'nen Durst zu stillen,
 Zugleich künftigen abzuwehren,
 Ferner dem guten Wein zu Ehren,
 Und endlich um jeder Ursach willen.
 Friedrich Rückert.

Es liegt im Wein die Kraft
 Des Schaffens, der Zerstörung.
 Zur Quelle wird sein Saft
 Der Weisheit wie Betörung.
 Friedr. v. Bodenstedt.

Der Wein erquidt den Menschen das
 Leben, so man ihn mäßig trinkt. Und was ist
 das Leben, da kein Wein ist? Der Wein ist
 geschaffen, daß er die Menschen soll fröhlich
 machen. Der Wein, mäßig getrunken, erfreut
 Leib und Seele. Aber so man zuviel trinkt,
 bringt er Herzeleid, dieweil man sich reizt
 und wider einander streitet.

Buch Jesus Sirach.

Woran erkennest du die schönsten Blumen?
 An ihrer Blüte!
 Woran erkennest du die besten Weine?
 An ihrer Güte!
 Woran erkennest du die besten Menschen?
 An dem Gemüte!

Friedr. v. Bodenstedt.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	30 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
1	M Allerheiligen	657	430	151	339		
2	D Allerseelen; Ansgar	59	28	258	56		
3	M Hubertus; selg. Ida; Pirmin	7 1	26	4 5	412		
4	D Karl Borromäus	2	24	514	29		
5	F Zacharias u. Elisabeth	4	22	625	47		☉ 4 Uhr nachm.
6	S Leonhard, Viehpatron	6	21	737	510		
46. Woche. 24. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom Unkraut unter dem Weizen, Matth. 13, 24-30.							
7	S Engelbert, Erzbisch. u. Märt.	7 8	419	851	537		
8	M Gottfried, Bisch.; 4 gekrönte Märt.	10	17	10 2	612		
9	D Theodor, Soldat u. Märt.	12	15	1110	32		
10	M Andreas Avellinus	14	14	1210	754		Südwinde
11	D Martin, Bischof	15	12	1257	9 4		Nacht- u. Zinstermin
12	F Kunibert, Erzbisch.; Martin, Papst	17	10	137	1021		
13	S Stanislaus Kosita	19	9	2 6	1142		☉ 12 Uhr morg.
47. Woche. 25. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Gleichnis vom Senfkorn und Sauerteig, Matth. 13, 31-35.							
14	S Beta v. Reute (Elisabeth d. Gute)	721	4 7	232	-		
15	M Leopold, Markgraf; Albert d. Große	23	6	53	1 5		
16	D Edmund, Erzbisch.; Dthmar	24	5	313	212		Erduähe
17	M Maria Opferung; Gregor	26	3	34	354		
18	D Odo, Abt	28	2	55	512		
19	F Elisabeth v. Thüringen	30	0	421	641		☉ 5 Uhr nachm.
20	S Felix v. Valois, Bel.	32	359	51	8 3		
48. Woche. 25. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom Greuel der Verwüstung, Matth. 24, 15-35.							
21	S Kolumban, Abt	733	358	529	919		
22	M Cäcilie, d. hl. Sängerin	35	57	612	1028		
23	D Klemens, Papst; Wiltrud, Aebtissin	37	56	712	1123		Nordwinde
24	M Johann v. Kreuz, Bel.	39	54	814	12 6		
25	D Katharina, Patr. d. Wagner	40	53	922	1241		
26	F Konrad, Bisch. v. Konstanz; Linus	42	52	1022	1 7		
27	S Bilhildis, Aebtissin	43	51	1122	128		☉ 8 Uhr vorm.
49. Woche. 1 Adventsonntag. Ev.: Von den Zeichen des jüngsten Tages, Luf. 21, 25-33.							
28	S Oda, Jungfrau	745	351	-	146		Erdferne
29	M sel. Friedrich, August-Laienbruder	46	50	1242	2 3		
30	D Andreas, Apostel	48	49	152	219		

Notizen und Verse

Winter im Garten.

Was willst du noch erwarten,
Du alter, müder Mann?
Es ist von dir dein Garten
Ein Bild jest, schau ihn an!

Die Blumen sind verschwunden,
Bom Baume fiel die Frucht,
Das Bächlein schweigt gebunden,
Der Vogel nahm die Flucht.

Manchmal noch rauschend ringet
Ein Blatt mit seinem Fall,
Und nächtlich leis erklinget
Manchmal ein Eiskristall.

Ja, ja!, wie deinem Garten
Erging dir's, müder Greis;
Was kannst du noch erwarten,
Als einzuschlummern leis? —

Und ob dich wie den Garten
Gott wieder wecken will,
Kannst du nicht stolz erwarten,
Nur hoffen gläubig still.

Justinus Kerner.

Einem alten Manne.

Ich hab dich nicht gekannt, dein Stand, dein
Name
Ein rinnend Tröpflein nur im Zeitenstrom,
Doch sah ich lächelnd dich am selben Orte
Zu Füßen des Altars im hohen Dom.

Die müden Knie schlotternd, das gebleichte
Schwüchtige Haupt geneigt, so wanktest du
Bei Sonnenschein, bei Sturmesdrohn dem
stillen

Einsamen Plätzchen in der Ecke zu.

Des Rosenkranzes Perlen glitten zitternd
Durch deine welken, hageren Finger stets,
Und auf den eingefallenen Lippen schwebte
Ein süßer Weihrauch ewigen Gebets.

Die Gnadenmutter hörte und erhörte
In sanfter Huld dein unaufhörlich Flehn,
Sie nahm dich heim, wo Jubelpalmen singend
An Gottes Thron die Auserwählten stehn.

Ich sah die leere Stätte nun und spreche
Aus voller Brust: „Leicht sei die Erde dir!“
Und doch — seltsam Verleiten der Geschickel —
Du armer alter Mann, du fehltest mir.

Antonie Jüngst.



1926	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond-	31 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.	Lauf	
1	M Eligius, Bisch., Natalie, Wwe.	749	348	262	235	☾	
2	D Paulina, Jungfr. u. Märt.	51	47	422	252	☾	
3	F Franz Xaver, Apostel v. Indien	52	47	522	313	☾	
4	S Barbara, Sterbepatronin	54	46	634	338	☾	
50. Woche. 2. Adventsonntag. Ev.: Johannes im Gefängnis, Matth. 11, 2-10.							
5	S Hanno, Erzb. v. Köln	755	346	748	410	☾	☉ 7 Uhr vormittags Kinder-Beschertag Südwende
6	M Nikolaus, Bischof	56	45	859	52	☾	
7	D Ambrosius, Kirchensehrer	58	45	10 4	546	☾	
8	M Mariä unbesl. Empfängnis	59	44	1057	622	☾	
9	D Leokadia, Wolfshilde	8 0	44	1139	8 2	☾	
10	F Uebertragung d. hl. Hauses v. Loretto	1	44	1213	921	☾	
11	S Hilburgis, Junaufrau	2	44	1238	1022	☾	
51. Woche. 3. Adventsonntag. Ev.: Das Zeugnis Johannes des Täufers, Joh. 1, 19-28.							
12	S Synesius, Märt.	8 3	344	1259	—	☾	☉ 8 Uhr vorm., Erde
13	M Ottilia u. Luzia, Patr. f. Augen	4	44	120	1222	☾	
14	D sel. Berthold v. Regensb., Prediger	5	44	139	122	☾	
15	M †† Quatember; Eusebius	6	44	159	222	☾	
16	D Adelheid, Kais.	7	44	222	412	☾	
17	F †† Sturmianus, Abt	8	44	249	522	☾	
18	S † Mariä Erwartung d. Geburt	9	44	322	657	☾	
52. Woche. 4. Adventsonntag. Ev.: Bereitet den Weg des Herrn, Luf. 3, 1-6.							
19	S Urban, Papst; Thea, Märt.	810	344	4 4	8 8	☾	☉ 7 Uhr vorm. Nordwende
20	M Petrus Canisius, Apostel Deutschl.	10	45	456	911	☾	
21	D Thomas, Ap., Patron der Bauleute	11	46	556	10 0	☾	Winterbeginn
22	M Flavian, Märt.	11	45	7 2	1039	☾	
23	D Vittoria, Märt.; Dagobert	12	46	812	1110	☾	
24	F Vigiltag; Adam u. Eva	12	47	912	1132	☾	Christbescherung
25	S Hochst. Weihnachtstfest	13	48	1022	1152	☾	
53. Woche. Sonntag nach Weihnachten. Ev.: Die Anbetung der Hirten, Luf. 2, 15-20.							
26	S 2. Christtag, Stephanus	813	348	1124	12 9	☾	Erdferne ☉ 6 Uhr morgens (St. Johanniswein-Weihe)
27	M Johannes, Evangel.	13	49	—	1225	☾	
28	D Fest der unschuld. Kindlein	13	50	1242	1240	☾	
29	M Thomas Becket, Bisch. u. Märt.	13	51	142	1257	☾	
30	D Sabinus, Bisch.; Dankwart	14	51	222	115	☾	
31	F Schwesler, Papst; Melanie Wwe.	14	52	422	138	☾	

Notizen und Verse

Das Alter an sich ist kein Gegenstand der Trauer, vielmehr des Dankes, wenn wir unser Werk vollbracht haben. Gott handle mit uns darin nach seiner Gnade, nicht nach seiner Strenge. Mit den Getreuen unter uns wird es also geschehen. Sicherlich kann es einen ernstesten Menschen nicht mit Trauer erfüllen, daß er diesen Kampfplatz verlassen darf, und daß er jenseits stille Gefilde vor sich sieht, wo es kein Schlachtgetümmel mehr gibt.

Carlyle.

*

Weihnachtsabend.

Die fremde Stadt durchschritt ich, sorgenvoll
Der Kinder denkend, die ich lieb zu Haus.
Weihnachten war's, durch alle Gassen scholl
Der Kinder Jubel und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
„Kauft, lieber Herr!“ Ein magres Händchen

hielt

Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich erschrak empör, und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht;
Wes Alters und Geschlecht es mochte sein,
Erkannt' ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
Noch immer hört' ich, mühsam wie es schien:
„Kauft, lieber Herr!“ den Ruf ohn' Unterlaß,
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verlieh'n.

Und ich? War's Ungeschick, war es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Oh' meine Hand zu meiner Börse kam,
Verscholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfahte mich die Angst im Herzen so,
Als sah' mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie nach Brot, indessen ich entfloh.

Theodor Storm.

*

Je höher das Gras, desto näher die Sense.
(Sprichwort.)

*

Das wäre ein Graun, wenn alle Glocken
An einem Morgen, tieferschrocken,
Von selbst erklingen: „Gott ist tot!“
Erst stünde jeder, wie erschlagen, still,
Dann Weinen, Beten und Geschrei voll Not,
Weil ihn ein jeder aufzuwecken will.

Gustav Schüler.

★ Familien-Gedenktage ★

Lined writing area with a decorative border of small stars.

K
O
N
+
G

N
eb
a
die
Ebene
Die
Berlin
Ich
der
Mittag
Merse
Sch
schimm
den
überm
und
hoch
weiber
leeren
Feld.
Ein
malen
schen
R I o f
Mit e
Cister
sters
des
erzähl
Herzo
Kron
Prinz



Grüß dich Gott/mein Badnerland

Floßfahrt auf dem Main

Von Emil Daader

Nebel überm Dorf, zart wie Schleier, Man ahnt die Bläue. Ahnt die Sonne. Ahnt die goldenen Wälder. Ahnt die weiten Ebenen im Norden. Die märkischen Seen. Die Fontane- und Leistikowlandschaften: Berlin ist das Ziel einer herbstlichen Reise. Ich sehe Potsdam mit Sanssouci im Glanz der milden süßen Herbstsonne. Sehe im Mittagsblau die Dome von Naumburg und Merseburg.

Schon ist die Sonne durchgebrochen. Schon schimmern wundervoll die weißen Asten in den Bauerngärten. Eine späte Lerche schwirrt überm Kartoffelfeld. Mais steht fett und grün im Horizont. Federwolken stehen hoch über fränkischer Landschaft. Bauernweiber schleppen sich grau und mühsam mit leeren Säcken und Körben und Körsten aufs Feld. Mittagsglocken läuten in der Ferne. Ein Tal, schön wie nur Hans Thoma es malen konnte, führt mich — am almainzischen Städtchen Kilsheim vorbei — zum Kloster Bronnbach im Taubergrund. Mit einem weißgewandeten liebenswürdigen Cisterziensermönch wandre ich durch des Klosters märchenschönen Kreuzgang. Lasse mir des Klosters siebenhundertjährige Geschichte erzählen. — Bis vor kurzem wohnte der Herzog von Braganza, der portugiesische Kronprätendent, im Kloster. Nunmehr hat Prinz Johannes, der Bruder des Fürsten

Alois von Löwenstein, die schönsten Räume des Klosters inne.

Ich komme nach Wertheim. Gassen und Plätze, Brunnen und Tore und Türme laden zum Verweilen. Stolze Mainfloße aber, die dicht am Ufer vorbeifahren, laden ein zur herbstlichen Mainfahrt. Ich rufe — rasch entschlossen — den Steuermann eines Floßes an. Ich habe Glück: das Floß nimmt mich mit. Nun fahren wir lautlos und geruhig wie im Traum zwischen hohen dunklen Bergen dahin. Dorf um Dorf, Städtchen um Städtchen zieht an uns vorüber.

Die Floßfahrt ist nicht der rascheste Weg nach Berlin, aber der wunderbarste. Noch nie ist mir die unbeschreibliche Schönheit der Mainlandschaft so bewußt geworden wie hier. Und Kilian, der Steuermann, gebürtig aus dem Wallfahrtsort Limbach bei Bamberg, wird nicht müde zu erzählen: Schon seit drei Tagen ist das Floß unterwegs und in weiteren drei Tagen wird es in Mainz sein. Das Holz kommt von weither: vom Steigerwald und vom Fichtelgebirge, vom Böhmerwald und aus der Tschechoslowakei. Der größte Teil ist für Holland bestimmt. Es ist ein schweres Gewerbe, die Flößerei. Sie erfordert Gewandtheit und Körperkraft. Aber was für herrliche gesunde Naturmenschen sind doch diese Flößer. Vom frühesten Frühjahr bis zum spätesten Herbst: vom

März bis zum November fahren sie auf dem Main: immer vom frühen Morgen bis zum Einbruch der Dämmerung. Der große mit Bier gefüllte Krug fehlt auf keinem Floß. Zwei Flößer befinden sich auf jedem Floß: vorn ist der Steuermann, der für das Floß verantwortlich ist, hinten der „Nachhalter“. Der „Nachhalter“ ist zugleich Koch des Einzelfloßes. Er unterhält stets ein Feuer und bereitet das Mittagessen. Acht Floße zusammen bilden einen „Floßzug“, der einem „Meister“ untersteht. Der Meister ist zugleich Steuermann des ersten Floßes. Die Floße dürfen eine vorge schriebene Größe, 130 Meter Länge und 9 Meter Breite, nicht überschreiten. Dem Floßzug voraus fährt auf einem Kahn, „Schelch“ genannt, der „Wahrschauer“. Er muß Hindernisse melden. Bei scharfen Biegungen des Stroms, wie beim „Rabensprung“ bei Freudenberg, kommen Rettendampfer mit Schleppschiffen und Floße nicht aneinander vorbei. Die Dampfer müssen deshalb an geeigneter Stelle warten.

Wertheim und Freudenberg und Miltenberg; Weinberge und Wälder, rote Steinbrüche und grüne Matten; Fischreier und Wildenten, Wasserhühner und stolze Weihe vom Floß aus zu schauen: das ist unfäglich schön.

Da sich der Abend über das Tal senkt, landet der Floßzug. Die Floße werden aneinander und am Ufer mit starken Lauen festgebunden. Die ganze Flöwerschar versammelt sich zur abendlichen Trunk und zur wohlverdienten Rast in der großen Parade des ersten Floßes. Ich war in der Hütte. Da ist eine frohe heitere Kameradschaft. Da wird erzählt und gelungen und getrunken. Zwei Hamburger Wandervögel sind bei den Flößen seit Rixingen zu Gast. Einer hat das Flößen schon richtig gelernt. Der andere malt schöne Aquarelle den lieben langen Tag und singt am Abend schöne Lieder zur Laute. Ich finde Quartier in einem Dorfwirtshaus am Main.

Die Flößer schlafen auf dem Floß. In der Morgenfrühe setzen wir die Fahrt fort. Wie die Stämme schimmern! Wie die Raben aus den roten Steinbrüchen und aus den neblischen Wäldern kreischen!

Feiner Regen beginnt niederzugehen ohne Unterlaß. Aber die Mainlandschaft ist so schön unter den Schleiern des Regens, wie im Glanz der goldenen Sonne. Die Floßfahrt ist schön zu jeder Tageszeit und Jahreszeit: schön am Morgen, wenn die Berge in Nebel gehüllt sind, schön am Mittag, wenn ewiges Blau über den Bergen steht, schön am Abend, wenn der Main wie Feuer leuchtet. Da der Regen stärker wird, hüllen sich die Flößer in ihre weiten grünen Flößermäntel. Wir fahren durch die Bogen roter Brücken, wir grüßen Kloster Engelsberg und Schloß Klein-Heubach mit seinem herrlichen Park.

Bis Achaffenburg werden die Flößer heute kommen. Ich bin am Abend durch Frankfurts alte Gassen gewandert: bei Wörth habe ich von den Flößern Abschied genommen. In der Abenddämmerung machte ich einen Gang durch die Räume des Hauses am Hirschgraben, ich weilte in jenem Zimmer, in dem die ersten Verse des „Faust“ niedergeschrieben wurden, ich stand am nächsten Tage lang vor Thomas wundervollen Bildern im Städelschen Silberhaus am Main, stand vor Daubignys herrlichem Obstgarten, vor Steinhausens blauen deutschen Landschaften, vor den Bildern Scholderers und Boehlers und Haiders; ich sah den silberglänzenden Zeppelin stolz kreisen über Frankfurts Dom; sah in den folgenden Tagen wunderbare deutsche Städte: Marburg, Hildesheim und Goslar, sah in Galerien herrliche Werke der Kunst: in Kassel und Berlin und Dresden, sah in Naumburgs Dom das wunderbarste, was deutsche Plastik aufzuweisen hat.

Aber unvergeßlich über all dem ist mir: die Floßfahrt auf dem Main.

Bronnbach im Taubertal

Von P. Robert Genn S. O. Cist.

Ins anmutige Taubertal ist seit vier Jahren wieder Zisterzienser Leben eingezogen. Zwar ist der Anfang noch bescheiden; im altehrwürdigen Kreuzgang und den an-

deren zur ehemaligen Abtei Bronnbach gehörigen Regularorten konnte die Klausur noch nicht in dem Umfange errichtet werden, wie die Ordensregel es verlangt. Was

heute aber nicht ist, soll mit Gottes Hilfe noch werden! Wie durch das gütige Entgegenkommen Sr. Durchlaucht, des Fürsten Alois zu Löwenstein, dem die Abtei jetzt gehört, die nach dem Zusammenbruch Oesterreichs aus ihrem Kloster Sittich in Krain abziehenden Mönche, Söhne des hl. Bernhardus, die alten Wohnräume in Bronnbach wenigstens teilweise wieder beziehen konnten, so wird nach der mit dem Fürsten getroffenen festen Vereinbarung auch der Bronnbacher Bachthof bis spätestens 1929 von den Cisterziensern in eigenen Betrieb genommen und damit der Entfaltung des Ordens im Taubergrunde erst die alte Traditionsaufgabe und die feste Grundlage gegeben.

Wohl mancher Leser des Konradskalenders hat mit der Bahn Lauda—Wertheim oder auf einer Fußtour oder per Auto oder auf hohem Rad schon jenes wunderbare Plätzchen berührt, wo an der Tauber, nicht sehr weit von ihrer Mündung in den Main, im Rahmen dunkler Wälder, saftiger Wiesen und fruchtbarer Felder die Klosteranlage idyllisch sich erhebt. Etliche der in ziemlicher Linie angeordneten Gebäude zeigen den leichtesten Stil des Barock und die zierliche Fassade der Kirche jedoch, die imposante Steinbrücke über die Tauber und der an der Straße nach Gamburg tief eingebettete gotische Kornspeicher weisen den Beschauer sofort in ältere Zeiten. Bereits 1222 war das Gotteshaus vollendet. Und schon 70 Jahre früher hatten die aus Maulbronn in Württemberg und aus dem in der Oberpfalz gelegenen Waldsassen ankommenden Mönche in der Gegend festen Fuß gefaßt und die Niederlassung in Angriff genommen. Als Stifter werden 3 Edelleute genannt, die ihr Gut Brunnebach dem damals mächtig ausblühenden Cisterzienserorden überließen, um darin eine klösterliche Familie unterzubringen. Die Gründung gelang. Erzbischof Arnold von Mainz nahm sie tatkräftig in seinen Schutz und die Grafen von Gamburg und Wertheim stritten sich um die Ehre, Schirmherren der Mönche zu sein.

Auch Stürme brausten über die Pflanzung dahin. Gleich unter dem ersten Abt. Reinhard von Frauenberg (1151—1166) griff der alles entzweifelnde Streit zwischen Kaiser Friedrich Barbarossa und Papst Alexander III. hemmend in ihre Entwicklung. Als entschiedener Parteigänger des Kaisers mußte Reinhard sogar sein Amt niederlegen. Die Schwierigkeiten dauerten

an: mehr als einmal war der Konvent am Aussterben, nur stramme Zucht und Disziplin brachten das Kloster immer wieder in die Höhe. Daß zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Bronnbach geradezu ideale Zustände geherrscht haben, beweist der noch erhaltene Brief eines ehemaligen Bronnbacher Novizen, des bekannten Philipp Trunk aus Miltenberg, vom 21. Oktober 1510.

Als der Bauernkrieg losbrach und die sog. Reformation auch im Taubergrund Anhänger gewann, wurde freilich auch unser Kloster stark in Mitleidenschaft gezogen. 1552 war Abt Clemens Keuffer zur neuen Lehre übergetreten. Maulbronn, das bis zu dieser Zeit als Mutterkloster mit Bronnbach stetigen Verkehr unterhalten und durch regelmäßige Visitationen dort zur Aufrechterhaltung der klösterlichen Zucht gewiß nicht wenig beigetragen hatte, ging dem Orden ebenfalls verloren. Infolge des Einflusses der protestantisch gewordenen Wertheimer Grafen hätte es auch in Bronnbach so weit kommen müssen, wenn nicht die Cist. Abtei Ebrach, der die Bronnbacher jetzt unterstellt waren, die treu gebliebenen Konventualen unterstützte und dem Eindringen der Neuerungen einen starken Riegel vorgeschoben hätte. Daß auch der 30-jährige Krieg viel Unheil brachte, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Der „Wahrhaftige Bericht“ erzählt in kurzen Worten entsetzliche Szenen, z. B. wie die Schweden die anwesenden Brüder vertrieben, das „Schlafhaus“ und andere Gebäulichkeiten zerstört, Kirche und Altäre profaniert und die Bilder verbrannt hätten, wie der Wertheimer Graf in eigener Person „mit einem Mistbaum den Hochaltar bestürmt und abngeloffen“ habe, wie dem Bild des Kirchenpatrons, des hl. Vitalis, Nase und Hände abgeschlagen und die berühmte Klosterbibliothek verwüstet worden sei usw. Aber auch diese Wunde vernarbte und schon zu Ausgang des 17. Jahrhunderts war für das Kloster an der Tauber die eigentliche Blütezeit angebrochen. Unter den 52 Vorstehern, die in Bronnbach während der 650 Jahre seines Bestehens regiert hatten, treffen wir gerade für diese Zeit des Wiederaufbaues ganz hervorragende Männer, wie z. B. die Äbte Franz Wundert (1670—1699), Joseph Hartmann (1699 bis 1724), Engelbert Schöffner (1724—1752), alle drei aus Grünsfeld stammend, ferner den hochverdienten Abt Ambrosius Valbus (1752—1783) aus Volkach. Das noch gut erhaltene herrliche Gestühl im Mönchschor, die reichvergoldeten Altäre der Kirche, der



Bronnbach a. T.

Ludwig Scharf

prun
toriu
Bras
haus
Badi
ichn
Sa
dem
San
v. G
Bate
Bron
mit
Löwe
äh.
No

In
zerst
Kern
per
an d
halte
Gew
gegr
den
man
und
echte
wenn
An
jeits
Goff
bänd
herr
den
bane
erstel
wür
über
die
fonde
jeine
Viell
lands
nen,
leitu
besse
plag

prunkhafte Josephaal, als Sommer-Refektorium erbaut, ferner das heute der Fürstl. Brauerei dienende Bibliothek- und Krankenhaus, die Ziergärten mit den schmucken Pavillons sind die heutigen Ueberreste verschwundener Pracht.

Im Jahre 1803 machte die Säkularisation dem Klosterleben auch hier mit brutaler Hand ein Ende. Der letzte Abt, Heinrich v. Göbhardt (1783—1803) starb in seiner Vaterstadt Bamberg am 25. Juli 1816. Bronnbach wurde nun wie Neustadt a. M. mit sämtlichem Zubehör dem fürstl. Hause Löwenstein-Wertheim-Rosenberg zugesprochen.

Nach mehr als 100 Jahren, am 2. Oktober

1921, fand dann die Wiedereröffnung der Abtei statt. Nach mehr als 100 Jahren wird das Cisterzienserchorgebete in der Kirche wieder feierlich verrichtet. Wenn dem heute noch kleinen Konvent unter seinem ersten Abte Bernardus Widmann auch nur wenig Platz zur Verfügung steht, das Noviziat ist trotzdem fertig gestellt und so können gottberufene Jünglinge als zukünftige Priester oder als Laienbrüder für die verschiedensten Gewerbe jederzeit herzliche Aufnahme finden. Zahlreichen Ausflüglern ist Bronnbach ein gesuchtes Ziel, den Gläubigen aber von nah und fern ein Mittelpunkt zur Befriedigung religiöser Bedürfnisse und seelischer Erquickung geworden.

*

Erinnerungen

Erzählung von Wilhelm Spengler

In dem kleinen Dörfchen, dessen einstöckige Häuser zwischen den grünen Obstgärten zerstreut liegen, wohnen prächtige Menschen. Kernige Bauerngestalten mit gesundem Körper und gehunder Seele. Zäh hängen sie an der Scholle, die alle reichlich ernährt, und halten fest an den von den Vätern ererbten Gewohnheiten. Die schwere Arbeit steht eingegraben in den wetterfesten Gesichtern und den schwieligen kräftigen Händen. Da sieht man keinen mit wohlgepflegtem Bäuchlein und städtischen Manieren. Bauern sind's, echte, rechte Bauern, die man lieben lernt, wenn man sie näher kennt.

Am Ausgang des Dorfes steht etwas abseits ein größeres Anwesen, das dem alten Hofbauern gehört. In den geräumigen Gebäuden, die den sauberen Hof einschließen, herrscht Wohlstand und Ordnung. Seit undenklichen Zeiten wohnen sie hier, die Hofbauern, und wenn der Urahn wieder auferstehen würde, er fände sich gleich zurecht, würde sich freuen über den Stall voll Vieh, über die prächtigen jungen Kappen, über die ausgebesserten Dächer und Tore und besonders über die ehrfurchtgebietende Gestalt seines Urenkels, des jetzigen Hofbauern. Vielleicht würde er etwas knurren über die landwirtschaftlichen und elektrischen Maschinen, die er nicht kannte, über die Wasserleitung und das elektrische Licht; würde vielleicht sagen, daß es „die Fehigen“ doch viel besser hätten, da sie sich nicht mehr so abplagen müssen. Dann aber könnte er ruhig

wieder ins Grab steigen, denn er sähe sein Erbe in guten Händen.

Im Leben dieser Bauern gibt es nicht viel aufregende Erinnerungen, keine abenteuerlichen Erlebnisse und dergleichen romanhafte Dinge. Da erinnert man sich besonders fruchtbarer oder dürrer Jahre; wohl auch einmal, daß ein Hagel oder ein Wolkenbruch herniederging und die Saat zerstörte; daß eine Kuh drei lebende Kälber brachte, daß ein Pfarrer schöne Predigten hielt, oder daß es bei einer Bürgermeisterwahl etwas aufregend zuging. Vom Krieg haben längst verstorbene Großväter manchmal erzählt, daß Russen, baumlange Kerle, die viel Schnaps tranken, hier durchtamen und Läuse und sonstiges Ungeziefer mitbrachten; aber das alles ist sehr, sehr lange her.

So ist es auch im Familienleben der Hofbauern. Man wußte, daß der Urgroßvater drei Zentner frei auf die Schulter heben konnte, daß die Großväter und Väter geachtete, fleißige Bauern waren und ihre Söhne ihnen Ehre machten.

An einem Sonntag im Mai setzte sich der alte Hofbauer nach dem Abendessen im Garten auf die alte Holzbank und rauchte sein Pfeifchen. Matt schimmernd nachte der Abend, zart und duftig, maienhaft. Aus den Zweigen, in dem fetten grünen Laubwerk jurrt, summt, zwitschert und jubelt es: Frühling, Frühling — Jugenderwachen. Auch im Herzen des Alten muß die Freude

eingelehrt sein, gar seltsam leuchten seine Augen und die unzähligen Falten scheinen geglättet. Eine Erinnerung, ein Erlebnis, ein ganz besonderes, ja, sein eigentlichstes Erlebnis, wurde heute so schön geweckt. Und das kam so:

Am Morgen nach dem Hochamt machte die Gemeinde den alljährlichen Wittgang durch die erwachende Natur, hinauf zur Kapelle, die weithin sichtbar auf dem höchsten Punkt eines Hügels steht. Seit mehreren Jahren ging's beim alten Hofbauern nicht mehr so recht mit den Weinen, darum blieb er mit den andern Alten der Gemeinde in dem stillen Dorfkirchlein zurück oder besuchte die Gräber der Verwandten und Bekannten im Kirchhof, bis der fromme Zug vom Wittgang zurückkehrte. Aber heute hatte er's doch wieder einmal gewagt — ein letztes Mal würde es wohl sein, meinte er — und mit ruhigen, würdevollen Schritten zog er mit hinauf. Sein ediger Bauernschädel mit dem silberweißen vollen Haar ragte weit hervor über die Köpfe der Männer. Voraus trippelten die Buben, drehten in den Händen ihre Hüte und Mützen, waren unruhig, schauten nach rechts und links, nach hinten, zupften einander bis der Vorbeter, der in ihrer Mitte schritt, einen bei den Ohren erwischte, dann beteten sie vier, fünf Mal „Gegrüßet seist du, Maria“, daß es hell durch die frische Morgenluft hallte und fielen dann wieder in die alte Unruhe zurück. Hinter den Buben kamen die Mädchen, lieblicher und frömmlicher; darnach die Jungfrauen, ein bißchen eitel und geziert; dann die Jünglinge und Männer; hinter diesen die Frauen. Und in der Mitte des ganzen Zuges der Pfarrer in weißem Gewande. Von den Bäumen fielen schneeige Blüten, die Sonne leuchtete sonntäglich, die Meisen zwitscherten dazu. Der liebe Gott schenkte der Gemeinde als gutes Vorzeichen einen herrlichen Tag. Vor der Kapelle kniete die Gemeinde und flehte um ein gesegnetes Jahr... Der alte Hofbauer stand auf seinen Stock gebeugt inmitten der knienden Menge. Vor 60 und mehr Jahren, dachte er bei sich, war es genau so, nur waren es damals andere. Und als er den Blick hob, da sang eine Amsel in der uralten Linde neben der Kapelle, und auf einmal wurde es ihm so seltsam weich ums Herz, eine Träne rollte über seine verwitterten Züge. Die Amsel, die Linde, die — die Annemarie. — „Annemarie“, murmelte er leise, und noch eine Träne kollerte herab... 50 Jahre waren verflossen — ein halbes Jahrhundert! An einem ebenso sonnigen Maimorgen wie

heute hatte er sie hier getroffen, als sie vom Acker kam. Disteln hatte sie herausgestochen. Dann setzten sie sich beide unter die Linde. Die Amsel schlug. Er schlang seinen Arm um ihre Taille, dann küßte er ihre frischen Lippen und sie sagte: „Ich bin dir ja schon lange so sehr gut.“ Dann küßten sie sich wieder und wieder, und schritten miteinander hinab ins Dorf, und die Vögel zwitscherten, die schneeigen Blüten fielen und bestreuten ihren Weg und die Sonne lachte, denn nie beschien sie ein schöneres, glücklicheres Paar.

Noch einmal zieht nun am Abend auf der Bank im Garten dies traumhafte Bild vor dem Geiste des alten Mannes vorüber, froher leuchten seine Augen... O du herrliche, nie wiederkehrende Jugendzeit! O, du einzige, schönste, du heilige Erinnerung! — Und doch hatte diese Erinnerung einen so bitteren Beigeschmack: der Vater, der knorrige, rechtschaffene Mann mit dem Eisenhädel sagte „nein!“ — Denn die Annemarie war die Tochter eines Tagelöhners, war arm und gehörte also nicht in die Familie der Hofbauern. So heiratete er denn eine andere, reichere; bald jedoch starb sie, und er heiratete ein zweites Mal. Bei den Frauen war er gut gewesen; aus zweiter Ehe hatte er den Johann, seinen Sohn, seinen Erben, den Stolz seines Alters. Aber lieb hatte er nur eine, nur sie, und lieb hatte er sie noch übers Grab hinaus, die Annemarie. Vor 20 Jahren schon ist sie gestorben, vergrämt, zu Tode gequält von ihrem Mann, der bald nach der Heirat zu einem Laugenichts ausartete und sie durch seine Roheit allzufrüh ins Grab brachte.

Den alten Hofbauern fröstelt's. Die Pfeife ist ausgegangen; es dunkelt und das Gesumme und Gezwitzcher ist der nächtlichen Stille gewichen. Mühsam erhebt sich der Alte von der Holzbank und wankt ins Haus. Eine Stunde später holen sie den Pfarrer, und am andern Morgen nach der Messe läutet das Totenglocklein. Der alte Hofbauer liegt mit friedlichem Gesicht auf dem derben Leintuch, tot. —

* * *

Johann, der junge Hofbauer ein stattlicher Dreißiger mit allen körperlichen und geistigen Vorzügen seines Vaters, war vor einem halben Jahr aus dem Feld zurückgekommen und hatte alsbald die Tochter eines angesehenen Nachbarn geheiratet. Und so war alles scheinbar in bester Ordnung. Den Hof wollte Johann zusammenhalten und sein

Ansel
und
Wirt
würde
besche
geach
Au
Es
Sonn
sitzt d
alten
er sie
Sum
Vögel
milde
jenft
Docto
flagte
sehr u
hätte
kurzer
nichts
danke
fielen
Kinde
alte
der G
macht
das G
mehr
wesen
ten:
nicht
wie G
alsdan
mit d
Woche
die S
wird
noch e
und e

Am
Horn
mächt
fromm
einen
er wa
und ni
Tag u

Ansehen vermehren und einst, wenn er grau und gebeugt wäre, sollte sein Ältester die Wirtschaftsführung übernehmen; er selbst würde dann nach Art der Väter nach einem beschaulichen und gesegneten Lebensabend geachtet und geehrt seine Augen schließen.

Vier Jahre sind verflossen.

Es ist wieder ein Sonntag im Mai. Ein Sonntag voll Licht und Frühlingsduft. Da sitzt der junge Hofbauer im Garten auf der alten Holzbank unterm Kirschenbaum. Aber er sieht nicht die Blüten, hört nicht das Summen der Bienen, das Zauchzen der Vögel. Dumpf brütet er vor sich hin, das müde, erdfarbene Gesicht auf die Brust gegenst... Heute Vormittag ist er beim alten Doktor gewesen. Seit fast zwei Jahren, so klagte er dem Arzt, ließen seine Kräfte zu sehr nach, er würde unsicher auf den Beinen, hätte oft heftige Kopfschmerzen und seit kurzem ließe auch das Augenlicht nach; an nichts mehr habe er Freude und seine Gedanken seien verwirrt. Auch seine Frau verfiel zusehends seit der Geburt des einzigen Kindes, das bald gestorben war... Der alte Doktor, der seit 35 Jahren die Familie der Hofbauern kannte, hat ernste Augen gemacht, den Kopf geschüttelt und dies und das gefragt. Da aber der junge Hofbauer mehrfach beteuerte, nie im Leben krank gewesen zu sein, entließ er ihn mit den Worten: „Mein lieber Hofbauer, wenn ich dir nicht glauben müßte, wenn ich nicht wüßte, wie gesund deine Familie von jeher war, alsdann, hm, dann wär's vielleicht schlimmer mit dir.“ Und er bestellte ihn für nächste Woche, wo sie zusammen zum Professor in die Stadt fahren wollten... Siedend heiß wird es dem jungen Hofbauer, als er jetzt noch einmal an den Gang zum Doktor denkt, und er schämt sich, daß er gelogen hatte. Ja,

gelogen, denn er wußte, was der alte Arzt meinte, das war's — sein Erlebnis; — jene ekelhafte Erinnerung. Jene Erinnerung aus dem Feld, deren er sich schämte.

In Belgien war's. Sie lagen in einer reizenden Stadt. Sechs Wochen waren ihnen Ruhe versprochen, sie hatten sie aber auch nötig. An der Somme, dieser Hölle, ach, alle die alten Kameraden waren gefallen, — nur er als einziger vom ganzen Zug kam zurück. Dann kamen junge Mannschaften aus der Stadt in die Kompanie, er wurde zum Unteroffizier befördert und erhielt das Eiserne Kreuz 1. Klasse. Am Abend ging's daher lustig zu. Sie tranken viel, sangen und dann — es schüttelt ihn bei dem Gedanken — dann zog man ihn mit in ein verrufenes Haus. Dort zechten und amüsierten sich Soldaten in Gesellschaft liederlicher Weiber und mit einer ließ er sich ein — es war zu ekelhaft! — Drei Wochen später lag er im Lazarett. Noch heute hört er es in den Ohren, wie der Stabsarzt zum Hilfsarzt sagte, als er ins Nebenzimmer abgetreten war: „Scheußlich, solche prächtige Menschen fielen besser in vorderster Linie, statt sich so zu ruinieren!“ — Und dann nach monatelanger Qual wurde er entlassen. Der Stabsarzt gab ihm wohlwollend die Hand und sagte: „Alles Gute, und lassen Sie sich nach dem Krieg, bevor Sie heiraten, nochmal genau untersuchen.“

Das alles, hat er geglaubt, sei vergangen und vergessen — und jetzt steht es mit so erschreckenden Folgen vor ihm. O, diese verfluchte, häßliche Erinnerung!

Müde, verwirrt erhebt er sich von der alten Holzbank.

Am andern Morgen fanden sie ihn in der Scheune. Der junge Hofbauer hatte sich mit einem Stricke erhängt...

*

Die heilige Notburga

Von Bruder Grimm

Am Neckar bei Neckarzimmern stehen noch Türme und Mauern der alten Burg Hornberg; darauf wohnte vorzeiten ein mächtiger König mit seiner schönen und frommen Tochter Notburga. Diese liebte einen Ritter und hatte sich mit ihm verlobt; er war aber ausgezogen in fremde Lande und nicht wiedergekommen. Da beweinte sie Tag und Nacht seinen Tod und schlug jeden

anderen Freier aus, ihr Vater aber war hartherzig und achtete wenig auf ihre Trauer. Einmal sprach er zu ihr: „Bereite deinen Hochzeitschmuck, in drei Tagen kommt ein Bräutigam, den ich dir ausgewählt habe.“ Notburga aber sprach in ihrem Herzen: „Eher will ich fortgehen, so weit der Himmel blau ist, als daß ich meine Treue brechen sollte.“

In der Nacht darauf, als der Mond aufgegangen war, rief sie einen treuen Diener und sprach zu ihm: „Führe mich die Waldhöhe hinüber nach der Kapelle St. Michael, da will ich, verborgen vor meinem Vater, im Dienste Gottes das Leben beschließen.“ Als sie auf der Höhe waren, rauschten die Blätter, und ein schneeweißer Hirsch kam herzu und stand neben Notburga still. Da setzte sie sich auf seinen Rücken, hielt sich an seinem Geweih und ward schnell von ihm fortgetragen. Der Diener sah, wie der Hirsch mit ihr über den Neckar leicht und sicher hinüberschwamm und drüben verschwand.

Am andern Morgen, als der König seine Tochter nicht fand, ließ er sie überall suchen und schickte Boten nach allen Gegenden aus, aber sie kehrten zurück, ohne eine Spur gefunden zu haben; und der treue Diener wollte sie nicht verraten. Aber als es Mittagszeit war, kam der weiße Hirsch auf Hornberg zu ihm, und als er ihm Brot reichen wollte, neigte er seinen Kopf, damit er es ihm an das Geweih stecken möchte. Dann sprang er fort und brachte es der Notburga hinaus in die Wildnis, und so kam er jeden Tag und erhielt Speise für sie; viele sahen es, aber niemand wußte, was es zu bedeuten hatte, als der treue Diener.

Endlich bemerkte der König den weißen Hirsch und zwang dem Alten das Geheimnis ab. Andern Tags zur Mittagszeit setzte er sich zu Pferde, und als der Hirsch wieder die Speise zu holen kam und damit forteilte, jagte er ihm nach durch den Fluß hindurch bis zu einer Felsenhöhle, in welche das Tier sprang. Der König stieg ab und ging hinein; da fand er seine Tochter mit gefalteten Händen vor einem Kreuz knieend, und neben ihr

ruhte der weiße Hirsch. Da sie vom Sonnenlicht nicht mehr berührt worden, war sie totenblau, also daß er vor ihrer Gestalt erschraf. Dann sprach er: „Kehre mit nach Hornberg zurück!“ Aber sie antwortete: „Neh habe Gott mein Leben gelobt und suche nichts mehr bei den Menschen.“ Was er auch immer sprach, sie war nicht zu bewegen und gab keine andere Antwort. Da geriet er in Zorn und wollte sie wegziehen, aber sie hielt sich am Kreuz, und als er Gewalt brauchte, löste sich der Arm, an welchem er sie gefaßt, vom Leibe und blieb in seiner Hand. Da ergriff ihn ein Grauen, daß er forteilte und sich nimmer wieder der Höhle zu nähern beehrte.

Als die Leute hörten, was geschehen war, verehrten sie Notburga als eine Heilige. Blühende Sünder schickte der Einsiedler bei der St. Michaelskapelle, wenn sie bei ihm Hilfe suchten, zu ihr; sie betete mit ihnen und nahm die schwere Last von ihren Herzen.

Im Herbst, als die Blätter fielen, kamen die Engel und trugen ihre Seele in den Himmel; die Leiche hüllten sie in ein Totengewand und schmückten sie, obgleich alle Blumen verwelkt waren, mit blühenden Rosen. Zwei schneeweisse Stiere, die noch kein Joch auf dem Nacken gehabt, trugen sie über den Fluß, ohne die Hufe zu beneken, und die Glocken in den naheliegenden Kirchen jingen von selbst an zu läuten. So ward der Leichnam zur St. Michaelskapelle gebracht und dort begraben. In der Kirche des Dorfes Hochhausen am Neckar steht noch heute das Bild der heiligen Notburga in Stein gehauen. Auch die Notburgahöhle, gemeinlich Jungfernhöhle geheizen, ist noch zu sehen und jedem Kinde bekannt.

*

Das Frankenland — ein „Gottesgarten“

Betrachte dir die Welt — und betrachte dir die Heimat! Du wirst allerdings so manches wahrnehmen, was verbesserungsbedürftig ist, du wirst aber auch finden, daß du eine Heimat dein eigen nennst, auf die du trotz allem stolz sein kannst. Die schöne Heimat mit ihren Kapellen und Kirchen und Bildstöcken, mit den vielen schmucken Ortschaften, den großen und kleinen, die von Obstbäumen und grünen Gärten und duftigen Blumengärtlein wie mit einem Bierkranz umgeben sind! Diese Heimat mit ihren wunderstillen Wiesengründen voller Brunnlein und Blumen und Bienen! Diese Heimat auf deren Ackerbreiten die

Kornernten golden reifen und die Acker rot blühen, und darüber hin jubilieren die Lerchen! Diese Heimat mit den sonnigen Hängen und Herrgottswinkeln, wo der Wein noch gedeiht, wo von der Höhe der Wald rauscht und der Ruckuck schreit ins gesegnete Tal! Unsere Heimat ist in der Tat ein Stück vom „lieben Herrgott seiner schönen Welt“. Soviel Freude und Schönheit, soviel Glanz und Fruchtbarkeit und Gottesgüte birgt sie, daß derjenige, der sie von Herzen liebt, im Grunde genommen ein glücklicher Mensch ist und niemals ganz von Gott verlassen sein kann. Anton Sack.

Das Schwarzwald-Bärbele

Eine wahre Geschichte aus dem Leben / Von Johannes Wunsch

1. In der Lichtentaler Allee.

Es war an einem wunderbaren Maienitag des Jahres 1901, als ich durch die herrlichen Anlagen der Lichtentaler Allee schlenderte. Die alte Bäderstadt im lieblichen Dostal hatte es mir von jeher sehr angetan. Hier hat Natur und Kunst Hand in Hand gearbeitet, um ein kostbares Kleinod zu schaffen zur Freude der Menschen, die Erholung und Genesung suchen nach Tagen der Arbeit und Sorgen. An alle Kranken und Müden ergeht der herzliche Ruf: Schüttelt ab des Alltags Staub von euren Füßen und sucht am Herzen der Natur Frieden, Ruhe und Glück!

Besonders aber ist es Baden-Baden, dem der Ruhm gebührt, eine der reizendsten Städte zu sein in deutschen Landen, wo die Heilquellen sprudeln für des Leibes Gebrechen, wo würzige Tannenwälder rauschen und silberne Bächlein murmeln in nimmermüdem Wechselgesang. Herz und Seele beruhigend und Kraft spendend für die vielen Tage der harten Arbeit und Mühen. Grüne, mit Blumen übersäte Wiesentäler und dunkelblaue Bergeshöhen umgeben die Stadt und verschönern das liebliche Bild und nehmen die Seele dessen gefangen, der sich in ihren Bann begibt.

So wirkte der farbenfrohe Anblick der alten und doch so neuen Stadt auch an jenem Tage auf mich, wo ich im Schatten uralter Bäume wandelte und die Vögel in den Zweigen ihre ewig neuen Lieder sangen von Liebe und Glück....

Ja, wie ist das Glück so schön, wenn es ungetrübt ins arme Menschenherz kommt und Besitz ergreift vom ganzen Dasein! Und wie selten im Leben wird es einem Menschen zuteil, so rein und glänzend wie die hellen Tauperlen auf den Gräsern und Blumen und Blättern....

Ah! Beinahe wäre ich über ein Pferd gestolpert, das mitten im Wege stand und herrenlos war, wie es den Anschein hatte. Doch nicht ganz. Eine Frauenstimme rief von einer Bank her: „Aber Josef, nimm doch dein Köhlein zu dir und komm jetzt her zu mir!“

„Ja, Mutterle!“ war die Antwort. Und ein lockiger Knabe sprang wie ein wildes

Füllen aus dem Gebüsch am Wege und packte den hölzernen Gaul mit starkem Griff. Der leistete auch keinen Widerstand und ich blieb wie gebannt stehen. Hellblaue Augen, aus denen der ganze Himmel strahlte, blickten mich fragend an. „Gast du auch ein Pferd?“ Dieser stolzen Frage war ich nicht gewachsen und betrübt mußte ich gestehen: „Leider nein, Josef, denn so heißt du doch!“ Da war das Staunen und Verwundern an ihm. „Ja, kennst du mich denn?“ frug er. „Ei, freilich!“ erwiderte ich, „deine Mutter hat dich doch soeben gerufen, wie soll ich es da nicht wissen?“ Da nickte er lustig und ich setzte mich auf die Bank, wo die Frau saß in einfacher, aber doch guter Kleidung. Sie mochte bereits 45 Jahre zählen und die harten Runen des Lebenskampfes waren in ihr Gesicht geschrieben. Ich will damit nur sagen, daß sie wohl viel Leid schon durchgemacht hatte. Ich grüßte höflich und sie nickte mir freundlich zu, wie wenn ich ein alter Bekannter von ihr gewesen wäre.

„Es ist halt ein Glend mit den Kindern, der Bub ist so wild, Sie müssen entschuldigen!“ Dabei streichelte sie den zerzausten Lockenkopf, der jetzt auf ihrem Schoße lag, und bemerkte noch mit mütterlichem Stolz: „Man kann ihm aber doch nicht böse sein.“ „Gewiß nicht!“ entgegnete ich, „es ist ja ein so lieber Junge; übrigens ist es auch nur ein Pferd, das so wild ist!“ Da mußte sie lachen und frug gleich etwas hastig: „Sind Sie auch aus dem Murgtal? Ich hör's an der Sprache.“ „Freilich, ich komme soeben von dort, bin über die rote Lache nach Lichtental herunter und will heute abend noch nach Straßburg weiter,“ sagte ich. Da erklärte sie mir, daß sie ebenfalls aus dem Murgtal stamme, aber seit ihrem achten Lebensjahre in Baden-Baden wohne. „Man nennt mich hier nur das Schwarzwald-Bärbele,“ setzte sie etwas melancholisch hinzu.

„So, und gefällt es Ihnen hier?“ wagte ich zu fragen bei all der Schönheit, die uns umgab. „Anfangs hatte ich immer Heimweh nach dem Murgtal, trotzdem ich es nicht schön dort hatte, aber nachher hat es mir hier immer mehr gefallen, da auch mein Onkel arg gut zu mir war. Gott habe ihn selig!“ seufzte sie und eine Träne perlte in ihren Augen.

Und jetzt erfuhr ich eine kleine, aber inhaltsreiche Menschengeschichte, die wieder einmal zeigt, daß sich auf dieser bucligen Erde alles nach den ewigen Gesetzen der Natur, der Liebe und der Hoffnung abwickelt im Leben. Es sind Gesetze und Fügungen, denen wir einfach nicht ausweichen können und die mit Rosen und Dornen umrankt sind zu gleicher Zeit. Glücklich aber der Mensch, bei dem die Rosen die Dornen überwuchern! —

2. Der Tod der Mutter.

Als Bärbele gerade zwei Jahre alt war, da starb seine Mutter. Das war ein trauriger Geburtstag. Ach, es war dem lieben Kind so vieles versprochen worden! Eine neue Puppe sollte es bekommen und dazu eine Wiege, so eine richtige Schaukelwiege, wie sie selber eine hatte, darinnen sie wachen, schlafen und träumen durfte. Dann wollte die Mutter guten Kuchen backen, besonders aber Leibkuchen, den Bärbele ums Leben gern aß. Auch der Vater. Aber die liebe, treue Mutter backte keinen Kuchen mehr; sie ging an Bärbeles Geburtstag fort in den Himmel, wo es viel schöner war als auf Erden, dahinten im rauhen Murgtal. Eine Lungenentzündung hatte sie kräftig gepackt und keine ärztliche Kunst konnte sie mehr retten. Der Doktor aus Gernsbach hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, die gute Mutter dem Leben und den Thren zu erhalten; aber es half alles nichts mehr. Und so kam es, daß Bärbele keinen Kuchen bekam und keine Puppe und keine Schaukelwiege.

Das arme Kind stand verschüchtert in der großen Schwarzwälder Bohnstube, als der Dorfschreiner kam und die geliebte Mutter in den Sarg legte. Dann nagelte er einen Deckel darauf. Und bei jedem Hammer Schlag weinte der Vater laut auf und Bärbele weinte mit. Es wußte noch nicht recht, warum; aber wenn der gute Vater weinte, da mußte es doch auch mitweinen. Das stand bei ihm fest.

Und dann kam am andern Tag der schreckliche Augenblick, wo sich die Bohnstube mit Leuten füllte, die alle in Trauer gekleidet waren. Einige Frauen hatten Kränze am Arm hängen, die Bärbele mit neugierigen Blicken anschaute. Es waren Kränze aus grünem Moos und Tannenästen; auch Aftern und Veilchen waren dabei. Das war die Hoffnung, die sich in jedes Menschenherz einnistet, nicht bloß in der Kindheit und Jugend, sondern mehr noch im Alter, wenn der große Abschied naht. —

Aus den Anwesenden traten vier Männer hervor, die hoben den Sarg in die Höhe und schritten dann langsam über die Schwelle der Stubentüre, über welche die Hausfrau so oft geschäftig geschritten war. Und das ist der ernste Moment, wo der Mensch alles zurückläßt auf dieser Erde, wenn er zum letztenmal über die Haustürschwelle fortgetragen wird, wo er so oft aus- und einging, für sein Hauswesen besorgt in nimmermüdem Eifer. Doppelt schmerzlich ist es aber, wenn es die Mutter ist, die im Sarg hinausgetragen wird ins stille Reich der Toten. Leise zirpen die Vöglein auf dem Pflaumenbaum vor dem Hause, denen sie so oft Körner gestreut im harten, kalten Winter; traurig neigen die Blumen ihre Köpfelein, die sie so liebevoll gepflegt all die Jahre hindurch; in unendlicher Trauer und Schmerz versinkt Haus und Garten und die ganze weite Welt. Und nicht ein einziger von all den vielen Millionen Bewohnern der Erde ist imstande, die Lücke auszufüllen, die der Tod geschaffen beim Mitnehmen einer treuen und sorgsamen Mutter. —

Der Vater sprang schnell noch in den Garten und brach mit der Hand die schönste Rose ab, ohne auf die Dornenspitzen zu achten, die ihn blutig stachen. Die Rose aber legte er auf den Sarg und schritt dann gesenkten Hauptes hinter demselben her dem stillen Gottesacker zu, wo alles Leid ein Ende hat und die Liebe ihre schönsten Triumphe feiert. —

Bärbeles Herz zuckte zusammen, als eine gütige Nachbarnsrau es weinend bei der Hand nahm und zu ihm sagte: „Mutterle geht jetzt zum lieben Gott im Himmel. Komm, geh' mit mir, bis Vaterle kommt!“ Und es folgte willig der guten Frau, wo es spielen durfte, bis der Vater von seinem traurigen, schweren Gang zurückkam.

Das war der erste Abschnitt in Bärbeles Leben. Und tapfer kämpfte das arme Kind mit den Tränen, als der Vater es abends vor dem Schlafengehen auf die Knie nahm und mit ihm betete, so wie es als die Mutter getan Tag für Tag. — Es konnte nicht verstehen, daß seine Mutter nicht mehr da sein sollte, die es abends in sein weiches Bettchen legte und ihm dann regelmäßig noch die schöne Geschichte vom Rotkäppchen erzählte oder ein nettes Schlummerliedchen sang, bis es einschlief. Der Vater wußte ja so wenig; aber er lernte noch. Sonntags darauf fuhr er nach Gernsbach und kaufte sich in einem Buchladen ein Märchenbuch. Er hatte Bärbele mitgenommen und das gute Kind freute

sich in
überal
rück u
reizend
den sic
vor.
nach o
zehn
bereits
Sieg
So ju
es ebe
jetzt er
bedeut
und n

Ein
bele u
nach d
es bei
es ihn
waiter
Gottes
der W
nehme
Friedh
gen.

Bärbel
mußte
Aber
Zeit h
bewah
Lebens
uns g
Leuerl
Gedan
über
denken
bleibt
Wir l
neue
jere M

Bär
mehr
Sonnt
war e
wo B
dürfen
jünger
Mutte
dem L
erkund
Bärbel
gebrad
Damit
was il
war je

sich innig an den schönen Sachen, die es überall sah. Abends kehrten sie wieder zurück und der Vater las dem Bärbele die reizende Geschichte vom Schneewittchen und den sieben Zwergen über den sieben Bergen vor. Das war ihm die liebste Erholung nach der harten Tagesarbeit. Und als vierzehn Tage verflossen waren, da konnte er bereits das ganze Buch auswendig und der Sieg über Bärbeles Herz war gewonnen. So suchte er die Mutter zu ersetzen, so gut es eben ging. Leicht war es nicht. Und erst jetzt erkannte er so richtig, was eine Mutter bedeutet in diesem Leben und daß sie nie und nimmer ersetzt werden kann.

3. Die Stiefmutter.

Ein Jahr ist schnell vorbei. Auch für Bärbele und seinen Vater zog das erste Jahr nach der Mutter Tod im Fluge dahin, wenn es beiden auch manchmal lang vorkam und es ihnen düster und einsam war in der verwäiterten Wohnung. Sonntags nach dem Gottesdienst besuchten sie selbst das Grab der Mutter. Das Kind ließ es sich nicht nehmen, dem geliebten Mutterle auf dem Friedhofs Blumen aus dem Garten zu bringen. Und oft kam es vor, daß der Vater Bärbele mit Gewalt vom Grabe fortreißen mußte.

Aber wie es halt so geht im Leben, die Zeit heilt alle Wunden. Dieses Sprichwort bewahrheitete sich auch hier. Die Tragik des Lebens besteht darin, daß diejenigen, die von uns geschieden sind, und wenn es auch die Teuersten waren, nach und nach aus unseren Gedanken entschwinden, je mehr die Zeit darüber hineilt. Wohl bleibt ein stilles Gedenken, das durch Liebe genährt, bestehen, bleibt in irgend einem Winkel des Herzens. Wir leben jedoch in der Wirklichkeit und neue Gestalten treten fortwährend vor unsere Augen.

Bärbeles Vater sprach allmählich wenig mehr von der Mutter. Und an einem schönen Sonntag im Maienmonat kam Besuch. Es war eine junge Frau aus dem Nachbarort, wo Bärbeles Mutter herkam. Und wir dürfen es wohl gleich verraten: Es war eine jüngere Schwester von Bärbeles verstorbener Mutter, die sich plötzlich angelegentlich nach dem Befinden und Wohlergehen der beiden erkundigte und die viele schöne Worte für Bärbele hatte; auch eine Puppe hatte sie mitgebracht und eine kleine Schaukelwiege dazu. Damit suchte sie Bärbeles Herz zu erobern, was ihr aber nur teilweise gelang. Bärbele war jetzt ein Mädchen von drei Jahren und

ging sozusagen auf eigenen Füßen und machte sich auch schon seine eigenen Gedanken.

Instinktiv fühlte es, daß des Vaters Interesse mehr und mehr der jungen Frau galt, die lustig schäkerte und lachte. Und als dieselbe abends Abschied nahm, da drückte sie fest Vaters Hände und beide jagten heiter: „Auf Wiedersehen!“ zueinander. Bärbele sagte nicht auf Wiedersehen, sondern blickte mißtrauisch der Fremden nach und sagte vorwurfsvoll zum Vater: „Gelt du hast mich lieb und auch Mutterle?“ — Der Vater fühlte sich wie auf einer bösen Tat ertappt und erwiderte verlegen: „Ja, gewiß, Bärbele! Ich hab' dich immer lieb, sehr lieb!“ Bärbele aber ließ nicht locker: „Und auch Mutti, gelt, Papali?“ Und er schnell: „Auch Mutti, Bärbele, ja bestimmt!“ Da gab sich Bärbele zufrieden; aber ein schwerer Seufzer kam aus seiner Kinderbrust und still spielte es an diesem Abend mit seinen Puppen und der alten Niese-Katze, die treu zu Bärbele hielt in aller Not. Dem Vater wollte es heute gar nicht gelingen, die schöne Geschichte vom Hänsel und Gretel zu erzählen, so daß ihm Bärbele öfters nachhelfen mußte.

Der Besuch aus dem Nachbardorf kam jetzt öfters, manchmal sogar Werktags, wo sie dann in der Küche kochte. Dem Bärbele wollte das Essen aber gar nicht schmecken und mit großen Augen schaute es die fremde Frau an, die sich auf Mutters Platz gesetzt hatte und mit drohendem Finger ernst zu Bärbele sagte: „Iß jetzt doch, Kind! Oder hast du mich nicht gern?“

Dem armen Mädchen rannen jetzt aber plötzlich die Tränen die Backen herab und hurtig sprang es von seinem Stuhl herunter und fort ins Nachbarhaus, wo es herzbrechend schluchzte und das große Unglück erzählte.

„Es ist halt ein Elend mit dem Kind,“ sagte entschuldigend der Vater, „es kann seine Mutter nicht vergessen!“

„Das sehe ich wohl, daß Bärbele mich nicht leiden mag; aber es wird sich schon daran gewöhnen müssen!“ erklärte die andere mit Nachdruck.

So verging wieder ein Jahr. Und wieder war Bärbeles Geburtstag da. Es war der vierte. Da trat morgens der Vater zu ihm, nahm es liebevoll bei der Hand und sagte weich: „Siehst du, liebes Bärbele, wir müssen wieder eine Mutter haben. Gelt, du bist heute lieb und sagst „Mama“, wenn wir Besuch bekommen? Du weißt ja, wer?“ Bärbele sah ein, daß Widerstand nichts mehr nützte und sagte traurig und niedergeschla-

gen: „Ja, Vater!“ Das war alles. Und Bärbeles neue Mutter hielt ihren Einzug. Das war der zweite wichtige Abschnitt in Bärbeles Leben. Es hatte eine Stiefmutter.

4. Ein schwarzer Tag.

Die Zeit kennt keinen Stillstand, sie kommt und geht. Tage bilden Wochen, Monate und Jahre. Auch in Bärbeles Leben trat kein Stillstand ein. Der Vater hatte wieder geheiratet und das Kind fügte sich in die neuen Verhältnisse. So selbständig es seit der eigenen Mutter Tod auch geworden war, es folgte willig allen Befehlen der zweiten Mutter, die im Hause schaltete und waltete, als ob sie immer dagewesen wäre.

Und wieder nach einem Jahr flog der Klapperstorch frohlockend ins Haus und brachte einen hübschen Knaben mit, der Bärbeles Bruderlein sein sollte. Das Mädchen freute sich sehr und gab sich mit dem Kleinen ab in kindlicher Weise. Da trat aber doch der Konflikt ein. Bärbele sah und fühlte mit immer steigendem Befremden, wie die neue Mutter all ihre Liebe dem kleinen Kinde zuwandte. Was es tat, war einfach nicht mehr recht. Der Vater sah es wohl und härmte sich im stillen. Manchmal nahm er auch Partei für Bärbele. Da kam er aber schön an!

„Du hilfst auch noch den Trost groß zu ziehen! Da kann ich ja gehen, wenn ich nichts zu sagen habe hier!“ Das war jedesmal das zweite Wort. Und so schwieg er und trug seinen Kummer zuerst still mit sich herum, bis er auf den Gedanken kam, daß er den Groll und Kummer ja auch ertränken könne. Und dazu war der beste Ort das Dorfwirtshaus. Dort sah er von da ab gar oft. Und gute Freunde gaben ihm recht. Das bestärkte ihn in seinem Tun und Handeln. Bärbele bekam jetzt bei jeder Kleinigkeit Schläge. Da kam es oft vor, daß es verftohlener Weise auf den Friedhof schlich und dort stundenlang auf dem Grab seiner Mutter kauerte und still vor sich hinweinte, bis es mitleidige Frauen wieder heimbrachten. Eine schöne Abwechslung in Bärbeles Leben brachte die Schule. Es lernte fleißig, war brav und folgsam, so daß der Lehrer seine Freude an ihm hatte. Auch der Pfarrer hatte es gern, und beide versuchten oft, Frieden zu stiften in der Familie; aber es gelang ihnen nicht. Die Frau wurde immer rabiater und schlug Bärbele fast täglich grün und blau.

Da griff unser Herrgott selber ein und machte der Sache ein jähes Ende.

Es war ein trüber Novembertag. Bärbele hatte wieder mal Geburtstag. Es war schon der achte. Der Vater war beim Holzfällen im Wald. In der Schule hatte es vormittags ein nettes Bildchen bekommen vom Lehrer für seinen Fleiß. Als es heimkam, da mußte es das Fleißbildchen seinem Stiefbrüderchen geben und bekam natürlich sofort eine Tracht Prügel, als es nicht gleich wollte. Das war kein schöner Geburtstag.

Und als es Abend wurde und der Vater immer noch nicht kam, da überfiel Bärbele eine unbändige Furcht. Es witschte heimlich zum Haus hinaus und den Wald hinauf. Es wollte den Vater holen, ihm klagen, ihn bitten. —

Da hörte sie flüsternde Stimmen; bedachtjame Schritte näherten sich, es kamen Männer mit einer Bahre aus Tannenästen, darauf der Vater lag, das Gesicht ganz weiß. Er war tot. Ein umstürzender Baum hatte ihn erschlagen. Und Bärbele war vaterlos, Waise; denn die Frau, die sich seine Mutter nannte, war nicht seine Mutter.

Zum Begräbnis kam ein Bruder des Vaters aus Baden-Baden, der in jungen Jahren studiert hatte und dort Beamter war. Dieser Onkel nahm Bärbele mit sich, nachdem er erfahren hatte, wie es dem Kinde bis jetzt ergangen war. Und so kam Bärbele fort aus dem Heimattal, wo es so viel Leid erduldet hatte, und lebte fortan bei seinem Onkel, der ihm ein zweiter Vater wurde, da er selbst keine Kinder hatte und Witwer war.

5. Beim Onkel in Baden-Baden.

Bärbele hatte sich bald in die neuen Verhältnisse eingelebt; es bekam von seinem Onkel neue Kleider. Und welches weibliche Herz schlägt nicht höher, wenn von neuen Kleidern die Rede ist? Auch Bärbele erging es nicht besser in diesem Punkt. Nach den schlimmsten Tagen, die es daheim im Murgtal verlebt hatte, kam es sich in Baden-Baden vor wie im Himmel oder wie eine verwunschene Prinzessin, die plötzlich von einem tapferen Ritter befreit und in ein goldenes Märchenschloß gebracht worden war. Der Ritter Bärbeles war allerdings nur ein alter Onkel; aber es entwickelte sich unter der liebevollen Obhut dieses Onkels und der guten Pflege von dessen Haushälterin zu einem gesunden, stattlichen Mädchen. Es ging in eine gute Schule und so konnte sich auch sein Geist rege betätigen. Sein Onkel ließ ihm auch Musik- und Gesangstunden geben und daneben las es die besten Bücher unserer Literatur.

Jedes über de Grab je mütter heiratet im ein fremd der Erl zurück

Spaz mit St Onkels, heilbar fast täg beles i sehen.

Bärbele war, p Sorgfa keine blieb u Augen nicht m er zu i schein,

Ja, seinen zwanzig ihr Dr Verlust Hoffnu trösten Kumm Heim t lige Z Zweife nach de Notar daß ih gefekt und an auteil

Das them allein alten das v Häusd zur hi wurde Doch einem wollte Allgen Sie m mit u

Bärbele
r schon
zfallen
ormit-
vom
infam,
Stief-
sofort
wollte.

Jedes Jahr durfte es mit seinem Onkel über den Berg ins Murgtal gehen, um das Grab seiner Eltern zu besuchen. Seine Stiefmutter hatte sich inzwischen wieder verheiratet und so waren nur noch fremde Leute im einstigen Elternhaus. Bärbele war dort fremd geworden. Und mit einem Gefühle der Erleichterung ging es jedesmal wieder zurück ins traute Dostal.

Bater
Bärbele
heimlich
hinant.
en, ihn
bedacht-
Män-
n, dar-
weiß.
hatte
terlos,
Mutter

Spaziergänge und Ausflüge wechselten ab mit Studium und Arbeit im Hause des Onkels, der leider kränklich wurde. Ein unheilbares Leiden stellte sich bei ihm ein. Und fast täglich konnte man ihn am Arme Bärbeles in den Kuranlagen spazieren gehen sehen. Es war eine langwierige Krankheit. Bärbele, die längst aus der Schule entlassen war, pflegte ihn mit geradezu rührender Sorgfalt. Die kindliche Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Kein Wunsch des Onkels blieb unerfüllt; sie suchte ihm alles an den Augen abzulesen, besonders als er das Bett nicht mehr verlassen konnte. Und oft sagte er zu ihr: „Bärbele, du bist mein Sonnenschein, ohne dich wäre ich schon längst tot.“

er des
jungen
er war.
nach-
de his
Bärbele
el Leid
einem
de, da
er war.

Ja, der Tod sollte auch in dieses Heim seinen Einzug halten, und als Bärbele seinen zwanzigsten Geburtstag gefeiert hatte, starb ihr Onkel. Das war wieder ein schwerer Verlust. Aber voll Gottvertrauen und fester Hoffnung trug sie das Leid und schaute getrosten Blickes in die Zukunft. Nur ein Kummer nagte an ihrem Herzen, das schöne Heim verlassen zu müssen, in dem sie so glückliche Tage verlebt hatte. Aber auch dieser Zweifel wurde bald behoben. Einige Tage nach des Onkels Beerdigung wurde sie zum Notar gerufen, der ihr freundlich erklärte, daß ihr Onkel sie zu seiner Alleinerbin eingesetzt habe als Lohn und Dank für die gute und aufopferungsvolle Pflege, die sie ihm zuteil hatte werden lassen.

n Ver-
seinem
eibliche
neuen
erging
ch den
Murgtal
Baden
erwun-
m tap-
Wdenes
Der
ar ein
unter
nd der
in zu
Es
te sich
Onkel
unden
Bücher

6. Allein in der Welt.

Das Schicksal Bärbeles hatte sich wohl zu ihrem besten gewendet; aber nun stand sie allein in der Welt. Sie bewohnte mit der alten Haushälterin des verstorbenen Onkels das von diesem als Eigentum erworbene Häuschen mit schönem Garten. Bärbele war zur hübschen Jungfrau herangewachsen und wurde von manchen Freunden heiß begehrt. Doch sie konnte sich nicht dazu entschließen, einem von ihnen ihr Jawort zu geben; sie wollte allein durchs Leben gehen und sich der Allgemeinheit widmen. Und das tat sie auch. Sie machte einen Kurs in der Krankenpflege mit und opferte von da ab ihre Zeit den

Armen, Kranken und Notleidenden der Stadt. Wo sie erschien, wurde sie mit Freude und Dankbarkeit aufgenommen; durch ihr gewinnendes Wesen eroberte sie alle Herzen im Flug. Und wenn sie einen Krankenjaal betrat, so verstummte jedes leichtfertige Gerede, und mit Sorgfalt sah sie überall nach dem Rechten. So hatte sie das volle Vertrauen der Kranken und war die beste Stütze der Ärzte, die sie ebenfalls hoch schätzten und verehrten. Der Oberarzt und Direktor eines Krankenhauses nannte sie seine rechte Hand.

Ich will ihr Lob aber nicht weiter verkünden, sondern nur noch berichten, wie sie zu dem lockigen Knaben gekommen ist, dessen Bekanntschaft ich in der Lichtentaler Allee gemacht habe. Es ist dies meine Pflicht, da Bärbele sonst in schlimmen Verdacht kommen könnte. Und der Verdacht ist ja bekanntlich der größte Schelm, der auf Gottes Erdboden existiert.

*

7. Bärbeles Zimmerherr.

Nachdem einmal in einer finsternen Nacht bei Bärbele ein Einbruch versucht worden war, der nur durch den wachsamem Hund, den sie vom Onkel übernommen hatte, vereitelt wurde, kam Bärbele auf den Gedanken, eines der Zimmer zu vermieten, und zwar an einen soliden Herrn, damit gewissermaßen ein männlicher Schutz im Hause war. Zu diesem Zweck ließ sie ein Inserat in das „Badener Tagblatt“ einrücken, dessen Abfassung ihr etwas Kopfzerbrechen verursacht hatte. Es lautete nämlich wörtlich folgendermaßen:

Aufruf!

Ein solider, wachsender Zimmerherr,
der auch das Haus mitbehüten will,
wird sofort gesucht vom
Schwarzwald-Bärbele.

Natürlich hatte sie Straße und Hausnummer vergessen anzugeben. Das machte aber nichts; denn jedermann in der Stadt wußte ja, wer gemeint sei. Und gegen Abend klingelte es heftig. Rasch eilte Bärbele hinaus, nicht ohne nochmals einen Blick in den Spiegel geworfen zu haben; sie schloß voller Erwartung auf und vor ihr stand ein freundlicher langgewachsener Herr in schwarzer Kleidung. Eine goldene Brille ließ ihn doppelt scharf in die Weltbegebenheiten blicken. Er zog den Hut und fragte mit gewinnender Stimme:

„Sie haben ein Zimmer zu vermieten? Möbliert natürlich? Ist auch ein großer Schreibtisch darinnen? Ich habe nämlich immer viel Wichtiges zu schreiben.“

Das waren verschiedene Fragen auf einmal, die Bärbele lächelnd mit „Ja, gewiß!“ beantwortete. „Mit wem habe ich die Ehre?“ setzte sie hinzu.

„Ach so, ach so! Ich heiße Karl, wissen Sie, das kommt von dem lateinischen Carolus und nenne mich Feder, bin Philologe, Mitphilologe natürlich, und nach hier versetzt.“

„Sehr angenehm,“ erwiderte Bärbele und fühlte, daß sie rot wurde. Wie dumm, dachte sie, ich bin doch kein Gänschen mehr. Darum ließ sie den Herrn eintreten und zeigte ihm das Zimmer, das einen kleinen Balkon hatte, der auf den gut gepflegten Garten hinausging. Die Aussicht war herrlich: Wiesen, Gärten und dahinter Wald und Berge. Das alte Schloß nickte herüber und eine Schwarzmajel sang gerade ihr Abendliedchen im Garten.

„Ach, wie schön!“ Mehr konnte der Herr nicht sagen vor Verwunderung. Er kam aus Mannheim, wo er in einer großen Straße mit hohen Häusern gewohnt hatte und von seinem Zimmer aus nur ein kleines Stück vom blauen Himmel über sich sah, wenn es nicht regnete. Da war es also kein Wunder, daß er hier die Sprache verlor vor stillem Entzücken.

Bärbele weckte ihn aus seiner Träumerei: „Wollen Sie das Zimmer behalten, gefällt es Ihnen?“

„Ja gewiß, ich hab's ja schon!“ erwiderte der Gelehrte. Und so zog er ein und Bärbeles Leben bekam plötzlich eine ganz andere Wendung. Sie hatte wieder jemanden um sich, für den sie täglich sorgen durfte. Und das tat sie auch gründlich. Der Herr Professor hatte über nichts zu klagen; beständig hatte er einen Blumenstrauß auf dem Schreibtisch stehen und Bärbele braute so guten Kaffee, der duftete prächtig aromatisch, wie in Arabien. Es war daher nicht zu verwundern, daß sie ihn öfters nachmittags, wenn er von der Schule heimkam, zu einem Extratäßchen Mokka einlud. Da rauchte der früher so einsame Mann mit größtem Wohlbehagen eine Zigarre dazu und erzählte dem Bärbele von seinem anstrengenden Dienst in der Schule, von seinen Reisen in ferne Länder und vor allen Dingen von den Neuerscheinungen in der Literatur.

Bärbele lauschte selig seinen wohlklingenden Worten und ertappte sich öfters, als ihr lieb war bei dem Gedanken, wie schön es wohl wäre, an der Seite eines so lieben Mannes leben und sterben zu dürfen. —

Nach wie vor sah man Bärbele im Krankenhaus, in den Häusern der Armen — denn auch in Baden-Baden gibt's Arme — und

überall wo es zu helfen und zu retten galt. So schwanden die Tage dahin in Arbeit und Sorgen für andere. Den Gedanken aber, den sie doch manchmal im Stillen hegte, wurde sie nicht mehr los. Herr Feder war aber in erster Linie Philologe und seine süße Braut war die Wissenschaft; seine Kinder waren die Bücher, die in stattlicher Zahl sein Zimmer bevölkerten. Er war ein Mann, dem man mit geballter Faust hätte entgegenzutreten müssen, um ihm das fürchterliche Wort ins Gesicht zu schleudern: „Willst du oder willst du nicht!“ Da wäre er vielleicht aufgewacht und mit Bärbele einig geworden.

*

8. Was alles passieren kann.

Aber er wachte auch so auf. Ein Ereignis trat wieder ein, bei dem er eine gewichtige Rolle spielte. Und das ging so zu.

Herr Professor Feder wandelte an einem schönen Juniabend nichtsahnend vom Fremersberg heim, auf den er einen Ausflug gemacht hatte. Und wie er in Gedanken versunken vor die Haustüre kam, wäre er beinahe über etwas gestolpert.

„Nanu, beim Zeus, was ist denn das?“ murmelte er. Er blühte sich, und quietzschende Laute wurden hörbar, die in ein leises zartes Weinen übergingen. „Das ist eine nette Bescherung, die mir die Götter da gemacht haben!“ Dabei hob er das Bündel in die Höhe und im Silberschein des Mondes kam ein liebes Gesichtchen zum Vorschein, rosa-farbene Händchen versuchten ihn am Schnurrbart zu zupfen. Das ganze Bündel zappelte plötzlich. Es war ein Kind, ein Findling, das von seiner Mutter in unnatürlicher Weise hier hingelegt worden war. Aber es war da. Und Herr Feder klingelte stark wie damals, als er kam, um das Zimmer zu mieten.

Bärbele öffnete und schaute verwundert drein, was ihr solider Zimmerherr da auf den Armen hatte. Da war ja ein Kind, ein leibhaftiges Kind. Ein kleines Puppale und nicht einmal häßlich. Sie glaubte eine gewisse Ähnlichkeit mit Herrn Feder sofort feststellen zu können.

„Aber, Herr Professor, woher haben Sie...?“ Weiter kam sie nicht; denn Herr Feder sagte diskret lächelnd: „Ein Geschenk der himmlischen Götter!“ — „Reden Sie doch nicht so gottlos!“ erwiderte Bärbele scharf; sie hatte schon viel mitgemacht in ihrem Leben, aber eine solche Enttäuschung, wie die mit Herrn Feder, das war kaum zu ertragen.

Doch dieser sagte jetzt unbeholfen: „Was soll ich denn damit anfangen? Nehmen Sie

es mir
vor Ih
Da h
auf un
armen

„Se
Damit
großer

„Ja,
er noch

„Da
tun!
wird's
gemelde
alsdann

Dami
Bärbele
Kinde
immerh

Am a
wie es
herr n

jedoch
kommt
zum Er

den La
einem j

das Bü
werden

Der Po
um den
führen.

ein.
Bärbe

von Ki
und ge
widerse
Polizeit

es mit
fest und

„Wie
Wachtm
sen Aus
ist es i
siehe!“

Bärbele
Zimmer
gestande

So if
Und f

Das s
tig. D
erfolglo
Und
ständig

es mir doch ab, denn es lag ja gewissermaßen vor Ihrer Haustür."

Da hellten sich ihre Züge wieder ein wenig auf und das angeborene Mitleid mit dem armen Wesen kam in ihr Herz.

"Her damit! Sie drücken es ja so fest!" Damit nahm sie es Herrn Feder zu dessen großer Genugtuung ab.

"Ja, aber was ist da zu machen?" wagte er noch schüchtern einzuwenden.

"Da ist gar nichts zu machen, sondern zu tun! Wir behalten es bis morgen, dann wird's auf die Polizei gebracht und die Sache gemeldet; die saubere Rabenmutter wird alsdann schon gefunden werden."

Damit war vorläufig die Sache erledigt. Bärbele kochte sofort Milch und gab dem Kinde zu trinken. Es war ein Knabe, der immerhin schon drei Monate alt sein mochte.

Am andern Morgen nahm Bärbele, resolut wie es war, das Kind und ihren Zimmerherrn mit auf die Polizei. Die zeigte sich jedoch gar nicht so arg verwundert. "Das kommt oft vor!" brummte der Wachtmeister zum Entsetzen Bärbeles. Er nahm sodann den Tatbestand gewissenhaft auf und winkte einem jüngeren Schutzmann. "Tragen Sie das Bündel ins Städtische Kinderheim! Wir werden sofort Nachforschungen anstellen." Der Polizeibeamte wollte das Kind nehmen, um den Befehl seines Vorgesetzten auszuführen. Da aber trat das Ungewöhnliche ein.

Bärbele, das an Gehorsam gewöhnt war von Kindheit an, Bärbele, das sanftmütige und geduldige, wurde plötzlich heftig und widersetzte sich der Anordnung einer hohen Polizeibehörde. "Das Kind behalte ich!" rief es mit flammenden Augen und preßte es fest und zärtlich an sich.

"Wie Sie wollen!" erwiderte der alte Wachtmeister ruhig, offenbar froh über diesen Ausgang der Angelegenheit. "Bei Ihnen ist es ja vorläufig gut aufgehoben, wie ich sehe!" — "Das will ich meinen!" erklärte Bärbele bestimmt und zog mit Kind und Zimmerherrn, der ängstlich und ratlos dabeigestanden hatte, ab.

So ist Bärbele Mutter geworden.

Und sie war eine gute Mutter.

*

9. Freude und Hoffnung.

Das Kind gedieh in Bärbeles Obhut prächtig. Die Nachforschungen der Polizei waren erfolglos geblieben.

Und so kam es, daß Bärbele von der zuständigen Behörde als Pflegemutter amtlich

eingesetzt wurde, mit Brief und Siegel. Das war gut. — —

Gibt es etwas Schöneres auf Erden als das Lächeln eines unschuldigen Kindes? Ist das nicht der schönste Sonnenschein hienieden, der jedes Herz in Freude und Wonne aufjubeln läßt? Drei Dinge sind es ja, die Gott den Menschen gelassen hat als Ueberreste aus dem irdischen Paradies: Blumen, Sterne und Kindesaugen. Und das Schönste davon sind doch gewiß die Kindesaugen, die einen ganzen Himmel voll Liebe, Glück und Segen widerspiegeln und unser trübes Dasein erhellen. Und wer je eine Stunde nur im Kinderparadies verweilt hat, der möchte nie mehr hinaus ins kalte Leben.

So erging es auch Bärbele. Ihr Leben galt nur noch der Pflege des auf so eigenartige Weise erhaltenen Kindes.

Auch Herr Feder freute sich, und es war komisch anzusehen, wie er sich alle Mühe gab, mit dem Kinde zu spielen. Da verschwand seine ganze Gelehrsamkeit wie in einem tiefen Abgrund und oft ertappte er sich auf sonderbaren Gedanken. Unser Herrgott hatte ihm ja selbst die Faust vor die Nase gestoßen mit der Aufforderung: "Willst du oder willst du nicht?" Ja, wie schön wäre es doch, wenn er und Bärbele zusammen als richtige Eltern das Kind aufziehen könnten als ihr Kind.

In Freude und Hoffnung, in Liebe und stillem Glück flossen die Tage Bärbeles dahin. Man wußte nicht einmal, wie alt das Kind war; das Alter konnte nur geschätzt werden. Und zur Vorsorge ließ es Bärbele auch taufen.

Herr Feder ging mit ihr in die altehrwürdige Stiftskirche. Dort erhielt das Kind den Namen Joseph, wie ihr guter verstorbener Onkel geheißt hatte. Und nach der Rückkehr gab es einen richtigen Tauffchmaus, bei dem Herr Feder sogar einen Trinkspruch ausbrachte, ohne dabei in einen wissenschaftlichen Vortrag über altgriechische Inschriften zu verfallen, wie es ihm schon passiert war.

"Das Kind soll leben!" rief er begeistert aus. "Und wir wollen ihm gute, liebevolle Eltern sein, meinst du nicht auch, Bärbele?"

Das war ein starkes Stück. Bärbele erötete bis unter die Haarwurzeln. "Wir" hatte er gesagt und "Du" hatte er gesagt. "Jesses mei, isch dös ebbes!" sagte es verwirrt und fiel in den alten Murgtälner Dialekt, den es doch schon ganz vergessen hatte.

"Ja, das ist etwas!" erklärte der Philologe laut, "es ist aber besser, ich mache die ganze Sache schriftlich."

Und er machte die Sache tatsächlich schriftlich. Abends setzte er sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen richtigen Liebesbrief an Bärbele. Er wollte sie heiraten, wenn sie auch so dachte wie er. Und er bat sie, ihm jogleich ebenfalls schriftlich zu antworten. Den Brief frankierte er und steckte ihn in die Tasche. Am andern Morgen wollte er ihn auf die Post tragen. Um dies nicht zu vergessen, machte er sich noch einen Knoten ins Taschentuch und gleich einen zweiten dazu, damit er auch genau wußte, warum er den ersten gemacht hatte.

Somit war die Sache nun ganz gut; nur die Vergesslichkeit der Professoren ist in solchen wichtigen Fällen gar nicht gut. Und da nützen auch zwei Knoten in den Taschentüchern nicht viel.

Am andern Tag wartete Bärbele mit Ungeduld auf den Briesträger. Der kam auch und brachte einen großen Brief an Herrn Feder. Der Brief hatte ein amtliches Siegel; sie legte ihn gewissenhaft auf den Schreibtisch des Herrn Feder. Und als dieser nachmittags vom Unterricht heimgekommen war und den Brief gelesen hatte, da lief er zu Bärbele, die gerade den Kaffeetisch herrichtete und jagte freudestrahlend: „Die Götter sind mir hold. Ich bin gestiegen.“ Er hatte nämlich einen hohen Posten im Ministerium für Kultus und Unterricht erhalten und mußte seine neue Stelle am nächsten Ersten antreten.

Bärbele wurde blaß, wie damals im Murgthal, als man ihren geliebten Vater tot heimbrachte. Jetzt hatte ein unsichtbarer Schlag sie getroffen. Herr Feder war besorgt um sie und frug: „Fehlt Ihnen etwas?“ — Da weinte der Knabe im Nebenzimmer und Bärbele ermannte sich, wischte mit der Hand über die Augen, wie wenn sie etwas verschrecken wollte und sagte lächelnd: „D nein, Herr Professor, danke, es ist schon wieder gut.“ Dann ging sie zu dem kleinen Knaben und beruhigte ihn mit sanften mütterlichen Worten.

Herr Feder zog aus. Er ging jetzt nach Karlsruhe. Bärbele begleitete ihn an den Zug und sie drückten sich die Hände und sagten nur noch das eine Wort, das so viel Leid, Schmerz und Kummer, das so unendliches Weh in sich birgt: „Lebewohl!“

10. Stilles Glück.

Als Bärbele vom Bahnhof zurückkehrte, da machte sie einen Umweg durch den Kurgarten und lief in die Dichtentaler Allee. Dort setzte sie sich auf eine Bank und er-

innerte sich plötzlich, daß heute ja wieder ihr Geburtstag war. Und heute hatte sie das Kind gerade ein Jahr. So fiel alles auf einen Tag; sie sah, daß ihr Geburtstag ihr so oft Unglück gebracht hatte....

Da sang eine Amsel über ihr zu singen an und voll stiller Wehmut dachte sie an den Einzug des Herrn Feder, wo im Garten auch eine Amsel sang, und wie es schien, das Lied vom Glück... Heute war es das Lied vom Leid und Entfagung...

Aber gerade dieser Schmerz beruhigte sie und stark und voll Gottvertrauen ging sie heim zu dem Kinde, das jetzt ihr Kind war ohne Einschränkung; ihm wollte sie leben für ihn, den ausgezehnten und verstoßenen Knaben, wollte sie sorgen und arbeiten ihr Leben lang. Das konnte ihr niemand verwehren.

Und als wieder ein Jahr vorbei war, da ging Bärbele aufs Gericht und beantragte die gesetzliche Annahme des Knaben an Kindes Statt. Der Richter frug sie nach ihrem Alter. Bärbele nannte es. Da zuckte der Beamte mit der Schulter und bemerkte trocken: „Sie sind leider noch zu jung dazu!“ Bärbele fuhr zusammen. Sollte denn alles fehlschlagen? Der Richter, der sie kannte, fühlte Mitleid und erklärte ihr, er wolle an die Regierung berichten. Vielleicht werde in diesem Falle Dispens erteilt. Bärbele sagte sie wolle selbst nach Karlsruhe fahren zum Minister. „Wie Sie wünschen,“ sagte der Beamte. Er gab ihr ein Schreiben mit, berichtete aber sofort vorsichtshalber selbst noch an die Regierung. Und Bärbele führte ihren Vorjak aus. Einige Tage darauf fuhr sie den Knaben bei sich, nach Karlsruhe und wurde wirklich vorgelassen.

Der Fall war ganz außergewöhnlich. Der Herr Minister war ein freundlicher, jovialer Mann aus altem badischen Adelsgeschlecht vom Bodenseegebirge. Er kannte das Leben und seine Fügungen, da er selbst schon schwere Schicksalsschläge in seiner Familie erlitten hatte. Geduldig und teilnahmsvoll hörte er daher die Erzählung Bärbeles an und versprach ihr, daß ihr Wunsch erfüllt werden solle. Das Ministerium werde das Gericht in Baden-Baden bevollmächtigen, die Adoption des Kindes von seiten Bärbeles auf dem schnellsten Wege durchzuführen. Da leuchteten Bärbeles Augen auf, ein Schein des reinsten Glückes zog über ihr Gesicht und herzlich dankte sie dem Herrn Minister. Dieser drückte ihr und dem Knaben freundlich die Hand und geleitete sie bis auf die Treppe. Freudig stieg sie die Stufen hinab und wäre beinahe von einem Herrn

unger
schuld
so, so,
kam g
den S
vor:
nur:
einstig
„Sabe
Zeus
haftig
dem J
gewon
Nic
Wohl
mit d
war,
daß r
essen
Knab
Zof
feiner
und g
Bärbe
herbe
und d
für si
„D
Wi
Un

Es
ihre
ein C
park
Plän
mütig
und
ihren
wald
durch
Bäum
über
erfüll
Men
Da
Knab
gespi
kamp
führe
Bä
und
Dem
Leid
ein
wir

umgerennt worden. „Ach, tausendmal Entschuldigung! Ach, jetzt erst erkenne ich Sie, so, so, auch hier, wie geht's denn?“ Bärbele kam gar nicht zu Wort und erkannte erst jetzt den Herrn Feder, der in seiner ganzen Größe vor ihr stand. Sie errötete leicht und sagte nur: „Danke gut, Herr Ministerialrat!“ Ihr einstiger Zimmerherr hatte es plötzlich eilig. „Gabe viel Arbeit, ja mächtig viel, beim Zens! Auf Wiedersehen!“ Dabei stieg er hastig die Treppe hinauf und Bärbele strebte dem Ausgang zu. Was aus dem Liebesbrief geworden ist, hat Herr Feder nie verraten.

Nicht genug konnte Bärbele später das Wohlwollen und die Freundlichkeit rühmen, mit der sie in Karlsruhe behandelt worden war, wobei sie das Sprichwort widerlegte, daß mit hohen Herren nicht gut Kirschchen essen sei. — Kurze Zeit darauf wurde ihr der Knabe vom Gericht als eigen zuerkannt.

Joseph war ein braves Kind und bereitzte seiner guten besorgten Mutter viele frohe und glückliche Stunden. Und so war's recht. Bärbele hatte es verdient; wie manches herbe Leid hatte sie durchmachen müssen und des Dichters Worte waren wie geschaffen für sie:

„Der Menschen altes Erbe ist der Schmerz.
Wir alle erben; ich erbe meinen Teil
Und nahm ihn willig an...“

*

11. Ausklang und Heimkehr.

Es war spät geworden. Bärbele hatte ihre Erzählung vollendet und ich war um ein Stück Lebensgeschichte reicher. Vom Kurpark herauf klangen sanftschmeichelnde Klänge der Musik; sie spielten ein gar schwer-mütiges Lied, voll Sehnsucht und Hoffnung und Liebe. Die Sonne vergoldete noch vor ihrem Hinscheiden die umliegenden Schwarzwaldberge und ein leises rauschen ging durch die grünen Aeste und Zweige der alten Bäume. Es war wie ein stilles Wehklagen über schnell entschwundenes Glück und unerfülltes Sehnen der Liebe eines armen Menschenherzens...

Da stand ich auf und Bärbele rief den Knaben herbei, der bisher in den Anlagen gespielt hatte; sein hölzernes Pferd stand kampfeslustig bei ihm. Wohin wird es ihn führen in wildem Galopp? —

Bärbele fuhr mit der Hand über die Augen und sagte: „Sehen Sie, so ist das Leben. Dem einen bringt es Freud, dem andern Leid; und ganz ungetrübt ist keine Freude, ein bißchen Leid ist immer dabei; so wie wir das Leben uns wünschen, wird es nie-

mals — aber stark und froh macht die Entsagung...“

Die Musik hatte aufgehört zu spielen. Ich mußte gehen. Bärbele gab mir die Hand und sagte: „Auf Wiedersehen!“ Der lockige Knabekopf schaute mich heiter an und ich wurde weich gestimmt, wie immer, wenn ich von jemand Abschied nehmen muß und im Herzen die Empfindung habe, daß wir uns nicht mehr wiedersehen werden. So gab ich beiden die Hand und sagte rasch: „Auf Wiedersehen!“ Ich wandte mich um und ging.

* * *

Seit diesem Tage waren 15 Jahre verflossen, ohne daß ich etwas von Bärbele und ihrem Sohn erfahren hatte. Es war ja eine vorübergehende Begegnung, wenn auch etwas ungewöhnlich in ihrer Art, die damals großen Eindruck auf mich gemacht hatte.

Zm Herbst 1916 machte ich in Straßburg die Bekanntschaft eines noch jugendlichen, aber sehr tüchtigen Offiziers, mit dem ich oft dienstlich zu tun hatte. Als ich ihn zum erstenmal sah, da kam mir eine flüchtige Erinnerung wie aus weiter Ferne, die aber ebenso schnell wieder verschwand.

Der junge Herr wurde mir allmählich sehr zugetan und so trat der Fall ein, daß wir auch außerdienstlich zusammenkamen, zumal unsere Gedanken und Ziele so ziemlich die gleichen waren. Ich wußte wohl seinen Namen und daß er aus Baden-Baden stammte.

Da machten wir einmal an einem dienstfreien Nachmittag einen Ausflug nach Fuchs am Buckel, und Herr Weber, so hieß er, erzählte mir plötzlich mit einer Wärme, die ich nicht an ihm gewohnt war, von seiner Mutter und pries sie in allen Tonarten. Da ging mir endlich ein Licht auf. Die Mutter dieses tapferen Offiziers war das Schwarzwald-Bärbele, und ich berichtete ihm nun auch von jener Begegnung vor 15 Jahren in der Lichtentaler Allee. Da glänzten seine Augen in feuchtem Schimmer. Jetzt erst waren wir richtige Freunde, wenn auch sehr verschieden im Alter. Herr Weber schrieb dieses wichtige Erlebnis nach Hause. Bärbele war hocherfreut und ich besuchte sie einmal gemeinsam mit ihrem Sohn.

„Er ist halt ein guter Bub,“ meinte sie stolz. Und ich sah, daß beide glücklich waren. Wir fuhren miteinander nach Straßburg zurück und waren täglich beisammen. Da wurde Herr Weber mit seinem Truppenteil plötzlich abkommandiert und die Verhältnisse brachten uns örtlich weit auseinander; doch brieflich standen wir uns nahe, bis jener

schwarze Nobembertag in der Geschichte unseres lieben Vaterlandes kam und unsere Feinde durch List und Uebermacht Meister über uns wurden. — — —

Als ich nach Freiburg übergesiedelt war, theilte ich meinem Freund und seiner treuen Mutter sofort meine neue Adresse mit und ich nahm mir öfters vor, sie beide zu besuchen. Leider kam ich nicht dazu. Man sollte aber solche Sachen nie aufschieben; denn es gibt eine düstere Macht über uns, die mit unwiderstehlicher Gewalt plötzlich und unverhofft alle Fäden des Lebens zerreißen kann.

Und diese Macht heißt: der Tod.

Vor zwei Jahren erhielt ich ein Telegramm aus Baden-Baden, daß Bärbele ganz unerwartet gestorben sei. Es war ein wundervoller Maientag. Ich fuhr rasch ins Posttal und kam zur Beerdigung gerade noch recht. Einen grünen Tannenzweig und eine Rose legte ich auf ihren Sarg. Dann begleiteten

wir sie auf ihrem letzten Gang zum Friedhof hinaus. Eine große Schar von Trauergästen folgte. Arm und reich ließ es sich nicht nehmen, einer Frau die letzte Ehre zu erweisen, die so viel gelitten und noch mehr Gutes getan hatte in ihrem Leben. Und als der Priester die letzten Gebete verrichtete, da fing plötzlich eine Schwarzamsel in der Nähe zu singen an und schmetterte ihr Jubellied von Sieg und Auferstehung zum Himmel empor.

Und gemeinsam mit ihrem Sohn pflanzte ich ein Tannenbäumchen auf ihren Grabeshügel, damit die Vögelin auf dessen Nesten ihre Lieder singen können in die stille Grabesruhe, wo ein müdes Herz gebettet ist nach so viel Kampf und Streit hienieden.

Die Hoffnung aber bleibt uns in allem Leid und ist die sichere Gewähr dafür, daß uns allen einmal ein Tag naht, der enden wird in Frieden.

✱

Das Kreuz zum guten Räte

Im Städtchen Ettenheim, das zwischen Offenburg und Freiburg liegt, lebte vor Zeiten ein junger Edelmann. Er ging auf Freiersfüßen und hielt gar lange Zeit unter den Töchtern des Landes Umschau. Aber der junge Herr war wählerisch und schwer zu befriedigen. Seine Braut sollte tugendhaft sein und schön, dazu reich, und noch aus altadligem Geschlechte.

Lange hatte er schon umsonst gesucht, da lernte er auf einem lustigen Turnier zu Straßburg in der wunderschönen Stadt zwei Edelfräulein kennen, von deren Sittsamkeit und Schönheit er so entzückt war, daß er meinte, jede von ihnen vereinige in sich all die gewünschten guten Eigenschaften. Nun tat ihm die Wahl weh, und er war aufs neue in großer Verlegenheit: Denn gefiel ihm an der einen das goldene Vodenhaar, so dünkten ihm auch wieder der andern kohl-schwarze Flechten schön; und bewunderte er der ersten holdselige blaue Augen, so zogen ihn auch wiederum die dunklen Sterne der andern in den Bann; und gefiel ihm die Blonde ihres schlanken Wuchses wegen, so dünkte ihm die kleine Schwarze in ihrer runden Bierlichkeit auch nicht minder schön. Kurzum, er konnte sich zu der Entscheidung,

welche der beiden Schönen, deren eine zu Straßburg und deren andere zu Freiburg im Breisgau wohnte, er zum Weib nehme, nicht durchringen.

Da kam ihm eines schönen Morgens ein sonderbarer Gedanke. Hastig sprang er aus dem Bett, ließ sein Pferd satteln, saß auf und sprach: „Tummle dich, mein braver Schimmel; ein Tier hat oft mehr Verstand, das Rechte aufzuspüren, als ein Mensch. Ich laß dir den Weg offen und wohin du mich trägst, dort will ich freien.“

Also holte der Schimmel aus und schlug die Richtung gegen Altdorf ein, sodaß der Junfer vermeinte, die Straßburgerin müsse sein Weib werden. Aber plötzlich wendete sich das Tier, lief in gestrecktem Galopp landauf und stand nimmer still, bis es in Freiburg, der Stadt im Breisgau, war. Da freite der Junfer die blonde Freiburgerin und ist ein glücklicher Ehemann geworden.

An der Stelle aber, wo sich das Pferd gewendet, ließ er ein steinernes Kreuz errichten, das heute noch zwischen Ettenheim und Altdorf steht und vom Volke „das Kreuz zum guten Räte“ genannt wird.



Aus d

riedhof
rgärten
ht neh-
weisen,
Gutes
ls der
ete, da
r Nähe
bellied
immel

pfanzte
Grabes-
Nesten
stille
ettet ist
den.

allem
ir, daß
enden

ine zu
urg im
e, nicht

ns ein
er aus
aß auf
braver
erstand.
Mensch.
hin du

schlug
aß der
müsse
wendete
Galopp
es in
war.
Freibur-
nn ge-

Pferd
euz er-
enheim
Kreuz



Aus dem Schwarzwald

Ludwig Scharf

☆ Aus dem Schwarzwald ☆

Gedichte in alemannischer Mundart

von Paul Körber

Der zufriedene Schwarzwälder

Im Schwarzwald isch guet lebe,
 Im Schwarzwald isch guet sii.
 Und git's au heini Rebe
 So git es Deeriwii.
 Jo Deeri rot und blau.
 Und Birre¹⁾ hän mer au.
 Jo Deeri blau und rot.
 Bliim Huus en Chriesboom stoh²⁾.
 En Chriesboom zem Chriesbrennts:³⁾
 Im Schwarzwald isch guet sii!

Im Schwarzwald isch guet lebe,
 Im Schwarzwald isch guet sii.
 Me trinkt nit schlecht, drum ebe
 Mue guet au gesse sii.
 Im Hafe Speck und Chruut.⁴⁾
 Und d'Chnöpfli au ni bluut.
 Herböpfelgröschts im Anteschwich,⁵⁾
 Griesfluttebrägel⁶⁾, Huhleschnih.
 Und Duurebrof⁷⁾ und Dännibad.⁸⁾
 Im Schwarzwald isch guet sii!

Zwoor mue mer 's Mali stelle
 Im Summer bii der Sih. —
 Mit Dannezapf und Welle
 Git's Winters Ofestig.⁹⁾
 Und warm git üseri Chuscht,¹⁰⁾
 Und sell ganz umesucht.
 Und dieferhalb und einteweg¹¹⁾
 Git's gueti und git's bösi Däg.
 Es Lebe gschirrt eim, wie mers gschirrt:
 Im Schwarzwald mag i sii!

1) Birnen, 2) Beim Haus ein Kirschaum steht, 3) Kirshenwasser, 4) Kraut, 5) Butterfchmalz,
 6) Griesküchlein in Fett geröstet, 7) Bauernbrot, 8) Dänner Rahmbrotkuchen, 9) Brennholz,
 10) Liegeofen, 11) trotzdem.

Im Summer

Wa n-isch es doch e schöni Zitt
Im Summer, blim Sunneschil,
Do st-ehst me über die Berge wilt!¹²⁾
Si-ehst tief in d' Täler nil.

Die Täler luege¹³⁾ schwarz eim a,
Die Berg so augeblau,
Je wiiterscht daß me luege cha
So heller sind sie au.

In d' letschti grad nu Luft sie sind,
Und wiiset im Himmel d' Stirn — — —
Jeh uf und furt! — Dees husst!¹⁴⁾ gschwind:
Es schönst chunnt!¹⁵⁾ erst blim Firn.



In der Heuernt

Versunge hät mi Sägglise!¹⁶⁾
Ihr Lied vum Halmeschnitt,
Jeh worb i breiti Zettlete,¹⁷⁾
Daß d' Sunne Tröckni git.

Der Noochber hät schu Schoche!¹⁸⁾ gseht,
Es Maidli rechet grad,
Jeh nehme sie ihr Vesperbrot,
Naglahnet an e Mad.¹⁹⁾

Es stoht en Due bli Stier und Chue
Und weblet d' Bremse furt,
Im Leitregstell e Ladig wachst,
Aufbaue Durd a Durd.²⁰⁾

So nimmt der Dag hein Afang meh,
So sind der Dag hei End,
Es tüend²¹⁾ eim alli Gliedre weh,
Und Schwiele wachse d' Händ.

Doch wie-n i so im Usueg stand,
Vor Müebi schier versint,
En süeßer Duft waitt²²⁾ übers Land —
I stand, I suug und trint.



Es herbstelet

Es herbstelet gmach,²³⁾ Der Rindere Glodeglüt
Dur Schleiernebel trait!²⁴⁾ sin Chlang in d' Wilt
Und tönet vu de Halbe zue eim 'ra
Wie Manig:²⁵⁾ d' schönst Däg häsch gha!

Der Chuebueß blooff is dröhnig Chuechhorn 'nil
Als eim e Gänshuuf lauft der Dudel ii,
So chunt en To. Er ghört ere arme Seel,
Wo do im Nebel geischtet zwischet Dueß und Fehl.

Au fladet vun den Aedere FÜR feldei,²⁶⁾
Glumsed wie Opferbrand, broocht vu me Kai,
Wol, Kai und Abel, Mensch wie Aferei!
Weler wurd Kai und weler Abel sii?

Mii FÜR fladt heimegüe, züngt zue me Huus.
I raupf mer Silberdistle dort und do,
Wo si im Herrigottswinkel blüeihje no
Dii Schuld und Dueß und Sturm en Winter us.

12) weit, 13) sehen, 14) hurtig, 15) kommt, 16) Sense, 17) auseinander gestreutes Heu, 18) Haufen,
19) an eine Mahd, 20) Bürde, 21) tun, 22) weht, 23) allmählich, 24) tragen, 25) Mahnung, 26) feldein.

Der Wälderhof

Breit wie-ne rechte Gluckeri²⁷⁾
 Hockt uf de Eier bii der Bruet,
 Hät alles wärmelig er in Huet,
 Schuucht chnöspelig chlimend Leben-li.

Und hät en bide Winterschnee
 Die Welt ligwulket samt em Hof,
 Nooch use lit er au im Schloof:
 Wie sieht vu Hof und Feld nüt meh.

Im März e doch, wenn d'Drause rinnt,
 Do, wa-n-er zmoole lebige wurd?
 Es borzt²⁸⁾ um Herd und Hof und Hurd
 Und wuslet²⁹⁾ Säüli, Chals und Chind.

Und alle Blüemli und em Bach,
 De Bäum, wo umenander blüehn,
 Und au im erste Gräsliqrüen
 Ischt er e schirmelig Muetterdach.

Es jedes Ding, wo um ihn lit,³⁰⁾
 Die Berg, es Dal, der Dag, die Nacht,
 Ob eines schloofet ober wacht,
 Vu sinre Wärmli chrieget mit.



Es Mueters Chuscht³¹⁾

Es fahrt moos, as en junger Burscht
 Ein gi Amerika,
 Und hät e Geschäft, hät Wiis und Chind
 Und alles noonand gha.

Do suecht en gmach e Chrankhet hei.³²⁾
 Es bräset Tag um Tag.
 Und d' Chrasse fahret all dihi
 Und gar nüt helpe mag.

Chrein Döcker und hei Guttere³³⁾ meh.
 Da hät 'r trüebi Vschau.
 Bis zmoole were d' Auge groß
 Und füllcht³⁴⁾ — und hülsen au.

Und d' Chehle schnürt 's ehm, — 's stoift ehm 's Herz,
 Er bebt a jedem Gli-ed.
 Und wie-nen Süßger, si-ef und schwer
 Schuuchts us em chranke Smüet:

„Wenn i seh nu diheime³⁵⁾ wär!
 Dihei, — uf 's Mueters Chuscht!
 Do eime³⁶⁾ wär i nämmi gsund,
 S' ischt alles umesusch.

Uf 's Mueters Chuscht ne eigismol,
 Es gottfigs³⁷⁾ Stündli bloß!
 Do tränk i 's Mueters guete Tee
 Und greueht³⁸⁾ in 's Mueters Schoß.“

Er hät es gsait e mänigsmol. —
 Wär 's doch es Herrgotts Will!
 Es isch es nit. — Und mit em Busch
 Wurd au de Süßger gsüel.

Jeh hät 'r statt es Mueters Schoß
 Es Grab der Fremdni tuusch — — —
 „D wenn i nu diheime wär, —
 Dihei, — uf 's Mueters Chuscht!“



27) Gluckhenne, 28) borze-purzelnd gehen, 29) wasshelt, 30) liegt, 31) Chuscht — Liegeofen, mit Steinplatten belegter, die Stube wärmender Abzugskanal des Küchenherdes, 32) Chrankheit heim, 33) Medizinische, 34) fench, 35) daheim, 36) dabier, 37) gotteinig, 38) ruhen.

Das Lob Freiburgs

Von Prof. Dr. Peter B. Albert.

Wenn eine Stadt achthundert Jahre lang, seit ihrem Bestehen, von allen Seiten und in allen Tonarten, vom Heiligen des 12. bis zum Weltkind des 20. Jahrhunderts, im übersäumenden Dithyrambus des Humanisten wie im philosophisch-ästhetisierenden Wortschwall des modernen Tageschriftstellers, mit Lob überhäuft wird, so beweist das allen Ernstes, daß hier seltene Reize der Natur mit glücklicher Veranlagung der Menschen zu überraschend zusammenstimmender Gesamtwirkung sich vereinigen. In der Tat ist das Lob Freiburgs über jeden Zweifel erhaben; es ist ebenso berechtigt wie verbreitet, wenn auch hin und wieder ein tadelsüchtiger Kopf seine Aussetzungen an der Stadt und ihrem Wesen machen zu müssen geglaubt hat und noch glaubt. Neben der Menge und Uneingeschränktheit der Lobspprüche aus allen Kreisen der Gebildeten wie des einfachen Volkes hat der vereinzelt Tadel keine Geltung und kein Gewicht.

Freiburg ist unstreitig der schönste Ort in dem an Reichtum und Reizen kaum von einem andern Gaue Deutschlands übertroffenen Breisgau, von dem ein angesehener Pfälzer Schriftsteller vor bald einem Jahrhundert ohne Uebertreibung gesagt hat, daß „schwerlich auf dem gesamten deutschen Boden ein Landstrich sein möchte, der gegener wäre an mannigfachen Gaben des Erdreichs und der dem Freunde von Schönheiten der Natur mehr Reizendes böte als der Breisgau von sich rühmen kann . . .“ „Freiburg verdient sowohl seiner Lage als seiner Bauart nach eine schöne Stadt genannt zu werden“, hatte schon vorher ein norddeutscher Reisender ausgerufen, „und übertrifft in beidem das oft belobte Heidelberg bei weitem . . . Seine Lage ist so entzückend, wie reichste Phantasie sie sich kaum denken kann.“ Selbst aus der Mitte unserer durch Natur- und Menschen Schönheit verwöhnten, zu unserem Nachteil und unserer Verkleinerung stets geschäftigen westlichen Nachbarn hat zu derselben Zeit ein Mann von Ruf, Freiburg als wahre Perle des Breisgaus mit den schmeichelhaftesten Worten gefeiert und gepriesen. Er ist besonders von der Frauenwelt Freiburgs entzückt. „Welch

schöner Mädchenflor“, ruft er aus, „ziert diese Stadt! Alles Engel, wahrhafte Madonnen. Ich sage „alles“ und übertreibe nicht. Freiburg ist ein lebendiges Museum, wo man bloß frische und liebliche Gesichter sieht . . . Und doch ist die Schönheit noch der geringere Vorzug der Freiburgerinnen; ihre Liebenswürdigkeit überwiegt noch viel mehr; sie sind besonnen ohne Kälte, geistreich ohne Affektation, natürlich und aufgeweckt.“ Nur ungern schied der begeisterte Franzose nach mehrtägigem Aufenthalt von der Stadt, „von den guten Freiburgern“, die gegen die Fremden von ausnehmender Gastlichkeit und Liebenswürdigkeit seien. „In Wahrheit“, beteuert er, „die Freiburger sind Leute, die man vom ersten Tag an lieben muß, weil bei ihnen der Freimut, die Aufrichtigkeit und die Hingebung zu Hause sind; sie verdienen, daß man an jedem Eingang zur Stadt das Wort „Gastfreundschaft“ aufpflanzte. Auch könnte man noch die Worte „Arbeitsamkeit und Fleiß“ als Inschrift mit anwenden: Ruhm dem tätigen Volke! Ruhm dem alten Deutschland sowie jedem Land, wo sich vor allen andern Stimmen die Stimme der Vernunft und der Erkenntnis hören läßt! Mein Herz trieb mich, meinem Vaterlande gegenüber, das ich vor mir sah, zu dem Ausruf: Möchte Frankreich, das einst durch den Mund Ludwigs XIV. sagte, „es gibt keine Pyrenäen mehr“, dereinst und Deutschland mit ihm sagen können, „es gibt keinen Rhein mehr!“ Meine Wünsche verknüpfen meine Heimat und Deutschland zu einem festen Bruderbund . . .“ Zu dem gleichen Verständnis, zu gleicher Bewunderung und Verehrung der Kultur und ruhmvollen Vergangenheit Deutschlands wie weiterhin zu völkerveröhnender Begeisterung riß damals auch den berühmten französischen Dichter Victor Hugo eine Reise nach Freiburg und Deutschland hin, nicht minder in der Folge den Geschichtschreiber Jules Michelet, den typischen Historiker der Romantik, der fortan „für das ideale, metaphysische, poetische und religiöse Deutschland“ schwärmte: was umso mehr Anerkennung verdiente, als es damals wie heute bei vielen Franzosen fast zur

Sitte geworden ist, zum Dank für genossene Gastfreundschaft die Deutschen hinterher zu verunglimpfen.

Nicht so wortreich, aber ebenso voll Bewunderung für Freiburg, sein Wesen und seine Eigenart sind die Urteile zahlreicher römischer Prälaten, die schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts zur Zeit des großen Schisma, hierher zu kommen Veranlassung hatten; sie sprachen mit der größten Hochachtung von unserer Stadt. Als Papst Johannes XXIII. 1414 auf der Flucht vom Konstanzer Konzil hier eintraf, brachen seine Begleiter beim Eintritt in die Stadt in laute Bewunderung aus, so schön und hervorragend erschien sie ihnen in jeglicher Hinsicht. Ein späterer Papst, Kalixt III., bezeichnete Freiburg 1455 bei der Gründung der Universität als eine ausnehmend hierzu geeignete Stadt wegen des reinen Himmels, der geunden Luft und der trefflichen Gegend, wegen des Ueberflusses an Nahrungsmitteln und allen andern Lebensbedürfnissen wie wegen der Freundlichkeit und Wildtätigkeit der Bewohner.

Wollte man bei diesen fremden Stimmen über Freiburg etwa an Flüchtigkeit der Beobachtung und Reichheit der Eindrücke zu denken versucht sein, so widerlegen diesen Gedanken die an Gründlichkeit und Besonnenheit nichts zu wünschen übrig lassenden Urteile der Besucher Freiburgs aus Deutschland selbst im Lauf der Jahrhunderte. Voran gehen hier die Humanisten Engentinus (1515) und Tethieger-Pedius (1538), die in feurigen Versen ihre Musenstadt besangen. Mitten zwischen ihnen steht der größte, das Haupt dieser Gelehrten-gattung und zugleich einer der berühmtesten Männer, die je in Freiburgs Mauern gewohnt haben und von deren eigenem Ruhm auch auf die sie beherbergende Stadt ein Abglanz gefallen ist, des Desiderius Erasmus von Rotterdam. Ueber sechs Jahre hat der Meister des deutschen Humanismus in Freiburg gewohnt und in zahlreichen Briefen an Freunde und Verehrer mit seinem Lob für die Stadt und ihre Bürger nicht zurückgehalten. Gaben auch Gelehrtenempfindsamkeit, Alter und Kränklichkeit sein Urteil manchmal ungünstig beeinflusst und getrübt, so ist es doch überwiegend und selbst wenn er tabeln zu müssen glaubt, im Grunde genommen lobend für die Stadt, in der er sich mit seinen damals 62 Jahren sogar wie verjüngt fühlte. Das ehrenvollste Denkmal in Hinsicht nicht bloß auf ihre unvergleichlichen Naturschönheiten und ihre reiche geschichtliche Vergangenheit, sondern auch auf

ihr damals so blühendes gewerbliches und wirtschaftliches Leben setzte zwei Jahrzehnte später an Hand eines umfangreichen amtlichen Materials der „Baedeker“ des 16. Jahrhunderts, Sebastian Münster von Basel, der Stadt Freiburg in seiner Kosmographie oder Weltbeschreibung. Münsters auszeichnende Behandlung Freiburgs machte es für viele zum Zielpunkt eines besonderen Besuches, selbst einer weiten Reise; sein Urteil blieb für lange Zeit tonangebend. Noch nach 100 Jahren wiederholte der rühmlich bekannte Kupferstecher und Verleger Matthäus Merian in seiner Topographia Aetian Münsters Gedankengänge vielfach mit denselben Worten in breiterer Ausführung.

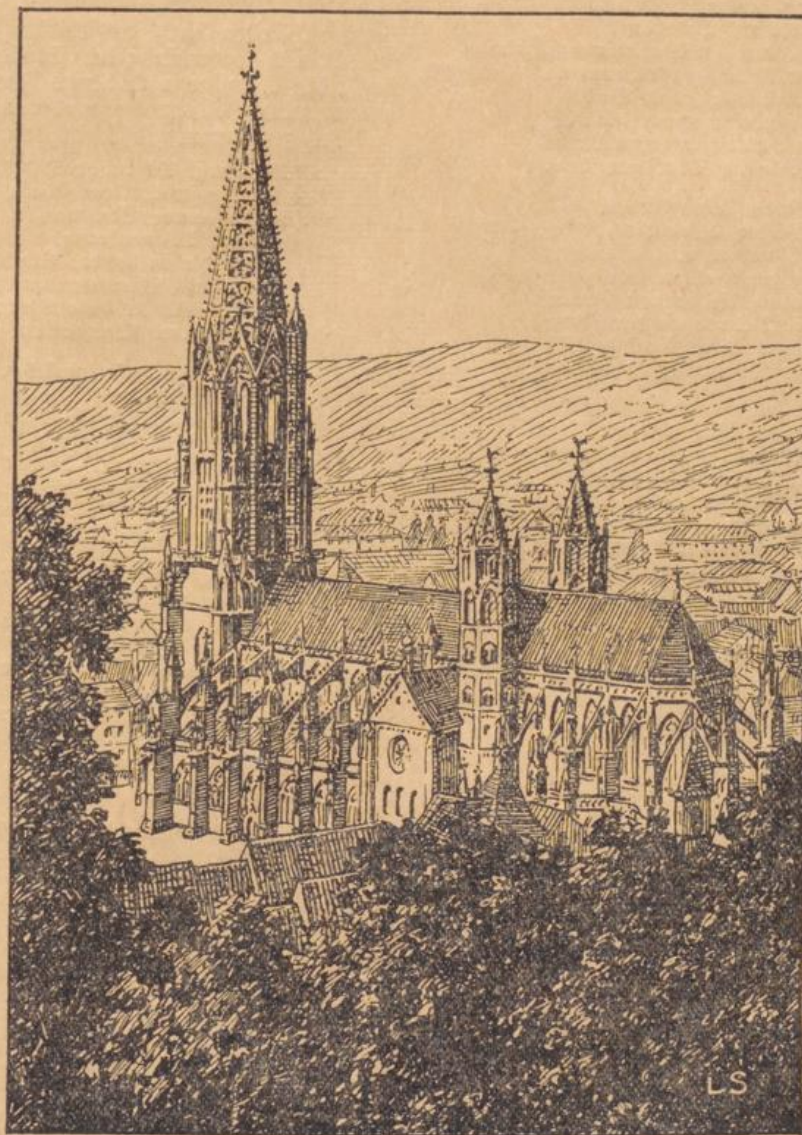
Als dann im 18. und noch mehr im 19. Jahrhundert die bis heute stetig wachsende allgemeine Reiselust erwachte, kamen Freiburgs Annehmlichkeiten immer mehr zur Geltung und Anerkennung. Jeder, der einmal durch die Straßen und Gassen gegangen und von der Höhe des Schlossbergs die Schönheit der Stadt und des Breisgaus geschaut: den Reiz und Reichtum der Landschaft vom Schwarzwald zum Rhein und den Vogesen, den lieblichen Wechsel von Berg und Tal, von Wasser, Wald und Auen, und nachher in der Stadt an dem heitern Volksleben sich erfrischt, fühlte sich gedrun-gen, seinem überquellenden Empfinden auch öffentlich, wenn möglich durch das gedruckte Wort Ausdruck zu verleihen. Im Gegensatz zu der nüchternen Aufklärungszeit des 18. fand besonders die romantische Periode des 19. Jahrhunderts fast kein Genüge und kaum Worte genug, Freiburgs Lob zu singen und zu verkünden und selbst weitgereiste, gelehrte Geister gingen hier voran, wie der Kunsthistoriker und Kunstästhetiker Sulpig Boisserée, der da meinte, von Freiburg, dem „Ort aller Orte“, ein ganzes Buch schreiben zu sollen oder Dorothea von Schlegel, die Gattin des Literaturhistorikers und Dichters Friedrich von Schlegel, die das eben besuchte Freiburg als eine Vereinigung feierte der künstlerischen und landschaftlichen Schönheiten Kölns und Heidelberg's.

Von nun an, besonders aber seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, da in der gesamten innern und äußern Entwicklung ein neuer Aufschwung und eine neue Blüte Freiburgs und damit ein großer Fremden-zustrom dahin begann, mehrten sich die Lobeserhebungen der Stadt in einem Maße, daß ein ganzes Buch nötig wäre, um nur auf das Hauptsächlichste einzugehen. Als

hes und
hrzehnte
en amt-
des 16.
von Ba-
Rosma-
Münsters
machte
sonderen
e; sein
ngehend.
lte der
d Ver-
opogra-
engänge
reiteter

im 19.
achsende
n Frei-
hr zur
der ein-
egangen
rgs die
eisgauß
Land-
in und
el von
Nuen,
heitern
gedrun-
en auch
edruckte
Gegen-
eit des
Periode
ige und
Rob zu
weitge-
voran,
sthetiker
n Frei-
ganzes
orothea
rhistori-
Schlegel,
ne Ver-
d land-
d Sei-

eit der
der ge-
ng ein
Blüte
remden-
die Lo-
Maße,
m nur
Ms



Ludwig Seufert

Das Freiburger Münster
Blick vom Schloßberg

Musensitz wurde Freiburg auch viel von Studierenden der Universität gefeiert, meist in mehr oder weniger schwung- und gehaltvollen Gedichten, worunter sich manchmal wahre Perlen finden wie in dem folgenden von dem Hallenser Karl Geisler:

„Freiburg, schöne, holde, traute
Musenstadt im Badenland,
Was ich rings in Deutschland schaute
Von dem Meer zur Alpenwand,
Ist an Lieblichkeit und Weiße
Dir, geliebtes, nimmer gleich,
Denn du prangst in erster Reihe
Einzig schön im Deutschen Reich.

Deine Berge, deine Reben,
Deine Wälder, deine Ruh',
Solchen Frieden, reiches Leben
Freiburg hegt allein nur du.
Wer, wie ich, die grünen Felder
Rings die Täler quer durchschweift,
Schwärmend deine dunkeln Wälder
Recht mit Wanderlust durchstreift,

Weiß zu fingen und zu sagen
Von der Landschaft felt'ner Pracht,
Wie in jungen, gold'nen Tagen
Dort die Welt so rosig lacht.
Alles birgst du, deutscher Süden,
Dunkle Forsten — gold'nen Wein,
Mädchen wie des Lenzens Blüten,
Akadem'schen Sonnenschein.

Sei begrüßt du liebe traute
Musenstadt voll Glück und Lust.
Als ich scheidend dich erschaute,
War bekommen mir die Brust,
Just als schien mein Herz zu ahnen,
Daß es nimmer fröhlich sei,
Durch die Seele zog ein Mahnen,
Daß der gold'ne Traum vorbei.

Wirklich ist es so geworden
Tiefes Sehnen martert mich.
Erst im fernen, kalten Norden
Weil ich nun und grüße dich,
Dein gedenkend unterdessen.
Manche stille Träne floß,
Denn das Herz kann nie vergessen,
Was so ganz es in sich schloß.

Am schönsten und treffendsten aber hat der badisch-vaterländische Dichter Robert Haab die Vorzüge und Reize Freiburgs in seinem, zum Volksgut gewordenen Schwarzwalddied zusammengefaßt, in dem es heißt:

„O Freiburg, Schwarzwaldbedelstein,
Wie freudig strahlt dein Glanz,
Gefäßt in deiner Bergesreih'n
Tiefgrünem Tannenzweig!
Zu Füßen dir in breiter Pracht
Des Rheintals schimmernder Gau,
Und drüber hält die hohe Wacht
Deines Münster's Wunderbau.

Die Berge schau'n so dunkel-groß
Herab, so sehnsuchtsvoll
In den farbenleuchtenden Taleschoß,
In der Dreifam Wellengroß.
Bis an den Baldfaum, schmuck und frei,
Sonnt sich der Häuser Schar,
Die Wasser rinnen dran vorbei
Bergfrisch und silberklar.

O Freiburg, Schwarzwaldbedelstein,
Wes Augen dich erfah'n.
Dem strahlst du tief ins Herz hinein,
Dem hast du's angetan;
Doch wem ein liebend Herz in dir
Geneigt in Treuen ist,
Dem bleibt das Heimweh für und für,
Weil du, vielgrünes Bergrevier,
Sein Heim geworden bist.“



Der Waldshuter Herrgottstag

Von Paul Körber.

Schon der Nachmittag des Vortages hatte Besonderes ahnen lassen. Gesang der Kränzelmaidli erscholl ununterbrochen über den Seltebach, den Stadtgraben, vom unweiten Pfarrgarten herüber. Der acht Uhr-Glockenschlag vom ebenfalls benachbarten Stadttor brachte dann einen schneidigen Zapfenstreich der Stadtmusik. Hernach aber noch lange, lange legte der Kirchenchor die letzte Feilung an, setzte er das letzte Lüpfelein aufs „i“, auf daß morgen ein Festtag, ein goldener sei. Wer sollte es nun

noch nicht wissen? Ein Bläserchoral verkündete dann wiederum, daß der Tag angebrochen, der Morgen erwacht, der Herrgottstag mit sonniger Herrgottsfrühe seinen Einzug gehalten.

Viele Herrgottstage werden in katholischen Landen gefeiert. Was eben geschildert mag es auch wo anders geben. Was es aber nicht leicht wo anders gibt und was unsere Waldstadt voraus hat, das ist das nachfolgende Besondere.

Wegsträucher der Birke und Buche werden

auch an anderen Orten gleich Maienzier am Pfingstmorgen gestedt, hier aber ist der Wald, der ganze Wald, der sonst nur das Städtlein halbseitig umkränzende Bergwald selbst ins Städtlein herab gekommen. Von Turm zu Turm, von Stadttor zu Stadttor also, die die breite Mittelgäß einschließen und sie zu einem eigenen Gebilde machen (ein Städtlein für sich) steht nun der Wald. Ueber Türen und Fenster hin, die Hausreihen entlang, an den beiden Stadttoren vorbei, Hand in Hand steht hier Baum bei Baum und man sieht nichts mehr vom Mauergrau. Hoch hinauf und schwankend im Wind gautscht Ranke bei Ranke. Und darüber hinaus ein blauer Himmel, der zudem an den Enden der Häuserzeilen sich herunter senkt zu Kranzspitzen und Bildwerk. Alle Heiligen hat er herab geschickt, in die Nischen, auf Gesimse postiert, die nun durch das Laubgezweig hindurch und hernieder schauen. So nah waren sie der Erde sonst nie, seit sie die Erde getauscht und sie finden sie gewiß auch heute schön, sie, die sonst Bevorzugten des Himmels.

Und noch macht dies nicht alle Schönheit des Waldshuter Herrgottstages aus. Unten von Hausreihe zu Hausreihe und von Turm zu Turm ein einzig grüner Teppich von Gras, Blumen und Blattgestreu. So ist auch die Straße selbst, ihr weiter und breiter weißer Plan ausgelöscht, ausgefilgt und sie ist wahrhaftig ein Teppich, eine einzig grüne Waldwiese. Das ganze aber ist ein Wald. Hoch darüber von Hausreihe zu Hausreihe ziehen sich kreuz und quer bewimpelte Kranzgewinde, darunter sich die ziehende Prozession wie unter Triumphbögen bewegt.

Aber noch eines vervollständigt dieses einzigartige Bild: ein Bach. Denn auch das Straßenbächlein, das sonst viel gelästerte, darf nicht fehlen, und gewiß ist heute niemand, der ihm zürnt. Denn wie blinkt sein Auge, seit es ein Waldbächlein nochmal geworden ist. Das ist schon lange her, seit es aus dem Schmitzinger Tal hervor getrollt kam, sich in grauen Steinen einfangen ließ und nun auf einmal wieder ein Wiesenbächlein ist, dazu ein Waldbächlein auch. Wie mag es schluckend glücken ob dieser unerwarteten und längst entwöhnten Waldherrlichkeit.

Dieser Waldshuter Herrgottstag ist interkonfessionell. An ihm ist einmal der gleiche Herrgott für alle da. Und darum wohl weist der Wald keine Lücke auf. Dafür strahlt aber auch des also gefeierten Herrgotts Sonne über alle in gleicher Weise und gibt

so ein reichliches Entgelt. Und Wald und Wiese nun schließen die schon benannten beiden Stadttore, die altersgrauen, ein, die ebenfalls aus dem Grün aufwachsen wie einer Waldburg Bergfried, das Ganze aber könnte ebenso ein weiter Burghof sein. Nur die beiden Stadttore lassen noch einen knappen Ausguck in eine andere, profane Welt, daher dieser Abgeschlossenheit. Daher dieses Besondere des Waldshuter Herrgottstages, daher diese einzigartige Schönheit wie sonst nirgend.

Und über das Wiefengrün, an den Hausreihen entlang — erst vom oberen zum unteren und dann vom unteren zum oberen Tor wieder schlängelt sich eine buntsfarbige Menschenranke, die sich langsam voranwindet: eine dunkle Ranke auf hellem Grund und daraus leuchten immer wieder weiße Blumen: Menschheitsblumen. Solch weiße Blumen sind auch die Maidli und Maidlenen in ihrem weißen Gewand. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder!“ —

Doch was geht den weißgekleideten Maidlenen und Jungfrauen Waldshuts für ein Trüpplein Maidle in schwarzem Gewande voraus? Ein gar zierliches „Schäppeli“ tragen sie als Kopfsputz. Es sind die Jungfrauen Eschbachs, der Tochtergemeinde, die hier einen Ehrenplatz einnehmen. Weil ihre Ahnen im Wiedertäuferstreit dem angestammten Glauben nicht abgefallen, nehmen sie bis heute diesen Ehrenplatz ein und dürfen die Maidlenen Eschbachs denen der Muttergemeinde voraus ziehen. Das ist also wiederum eine Besonderheit des Waldshuter Herrgottstages und vollzieht sich alljährlich vor den Augen der Beschauer gleichsam als historische Begebenheit, wie ja freilich diese ganze Feier schon eine solche ist.

Ueber alles nun schwingt sich hin des Hochfeiertages Festgeläut. Und ebenso der choralmäßige Klang der Stadtmusik. Ganz fein dareingestreut aber, wie das Klingeln von Silberfäden, der Glöcklein zarter Ton. Das sind die Ministranten. Sie begleiten das Allerheiligste unter dem Seidenbrokathimmel in des Priesters Händen.

Dann ein Verstummen zumal. Ein Kirchenlied des Cäcilienchors hebt an, mächtig, jubelnd, mit breitem und steil aufzielendem Flügelschlag. Ein Sopran der Mädchen- und Knabenstimmen hat bereits jubelnd die Sonne erreicht und klingt schon wie ein Sang aus der Höhe. Hier abermals ein Verstummen und nur das Ministrantenglöcklein klingt wieder. Der Priester steht an einem der vier Altäre und erteilt den Segen.

Die Stadtmusik verschwindet indessen hinter einem der Altäre (der erste Stationsaltar steht vor dem „Wilden Mann“) und erlaubt sich einen Erfrischungstrunk, denn so Blasen gibt Durst. Einmal, das war aber noch in den Vierziger Jahren des letzten Jahrhunderts, da stand auch sie bei der Segenspendung. Dort nannte sie einen großmächtigen Schellenbaum ihr eigen. Mitten in dieses andachtsvolle Schweigen nun rasselte urplötzlich der mit mächtigem türkischem Kopschweif befrönte Dolden hernieder, alles Schweigen überschütternd mit einem weithin schallenden und alle Andacht aufschreckendem Schätteredeng. Beim Nebstochbrand später ist dann auch dieser Schellenbaum untergegangen.

Da horch, ist das nicht ein Trommelklang? Die Stadtmusik setzt mit einem Marsch ein, frisch, beweglich: der deutsche Marschschritt. Die Prozession ist zu Ende. Die Gruppen lösen sich auf. In die alte Post geht's, der Lurn und Tarischen und die jetzt das Kaffee Albrecht ist, in dessen schattigem Garten die Stadtmusik ein Morgenkonzert gibt.

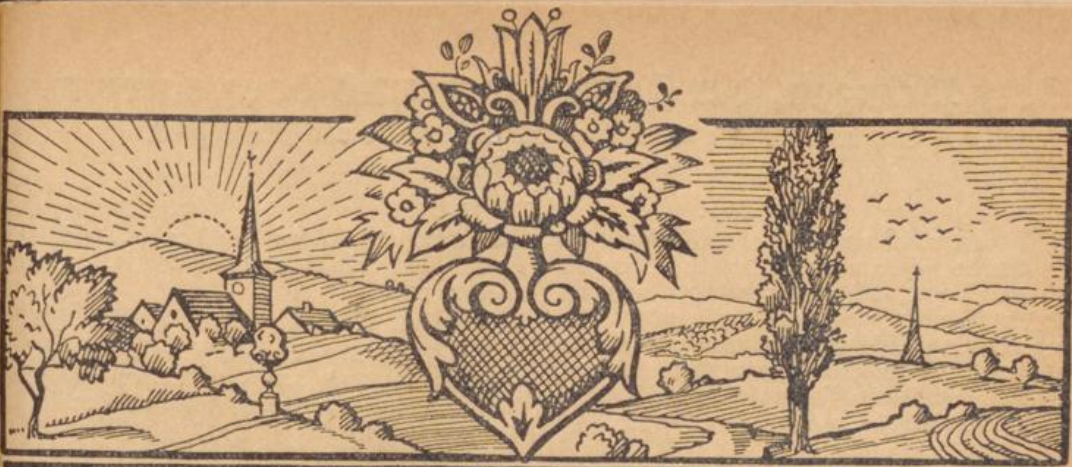
Aber klingt nicht gleichzeitig auch ein Burschenjang? Das Kolsingslied ist's: „War einst ein braver Junggefell!“ Der

Gesellenverein zieht in sein Standquartier über dem Jordan, so wird die, die beiden Stadtteile trennende Bahnlinie scherzweise genannt.

Ich mach noch einmal einen Gang durch die Waldallee, auf der jetzt schon Mütter mit ihren Kinderscheeslein einher fahren um so den Kleinsten, den Unmündigen noch einen Abglanz der Herrlichkeit des Tages zu vermitteln. Die Kostbarkeiten der Altäre verschwinden indessen schon. Die Torwirtin, selbst ein Kerzenstrang, keift schon wieder um eine Kerze, die ihr der Wind zerworfen und zerbrach. Der alltägliche Mensch setzt eben bereits wieder ein. Er hat den staubigen Boden wieder unter den Füßen und ist so des Traumes entrückt, der ihn eben noch umfassen hielt. Der eine schneller, der andere langsamer. Aber mancher schwebt doch auch jetzt noch in des Himmels Traumgefild und wandelt — durch das untere Tor entschlüpfend — ein Entrückter — fernab; vielleicht den Dachsensteig hinab dem Rheinufer zu, wo am ehesten sich der Blick weiterhin offenhält, über das Wasser, über die Schweiz, die Berge hin. Direkt in den Himmel hinein. Das sind die wahrhaft Frommen.



quartier
 ie beiden
 herzweife
 ng durch
 Mütter
 e fahren
 igen noch
 Tages zu
 stäre ver-
 orwirtin,
 n wieder
 erworfen
 enisch seht
 n staubi-
 n und ist
 hn eben
 schneller,
 mancher
 Himmels
 das un-
 üchter —
 nab dem
 der Blick
 ser, über
 et in den
 wahrhaft



FÜR SEELE UND SONNTAG

Mutter! Mutter! Es gibt kein schöneres Menschenwort.
 Mutter! Mutter! Dein Herz ist ein Stück Himmel, und
 deine Taten sind wie die alten Berge, Zeiten überragend.
 Deine Liebe ist wie Morgenleuchten und wie das Gold am Abend,
 das über der Erde steht, wenn sie die Augen zumacht. Und wie das
 Geheimnis der Felder ist sie, wunderbare Aehren und tausenderlei
 Blüten treibend. Es ist kein Schrei hienieden, der an Sehnsucht
 dem der Lämmlein und Kindlein gleicht. Aber es ist auch eine
 Mutter da, die aufhorcht und Antwort hat. Unsichtbarer Herr-
 licher! Gib mir dein Wort und deinen Griffel! Bäche und Harfen
 und alle deine Frühlingsglocken gib mir: und ich will der
 Mutterliebe einen kleinen Hymnus singen.

Wilhelm Schuffen.

O Weib, dem Gott ans Herz tut legen
 Ein Kinderrästel süß und klein:
 Als wär's das Christkind, sollst du's pflegen,
 Wie die Madonna sollst du sein!

Die Wege, die dein Kind soll schreiten,
 Geh ihm voran,
 Sonst wandelt's der Gelegenheiten
 Unsichre Bahn.

Deck' dein Kind mit Blüten zu!
 Was du ihm an Glück gegeben,
 Wiegt vielleicht einmal in Ruh'
 Ihm den herbsten Schmerz im Leben.

Victor Blüthgen

Vom Prinzen, der keiner war und doch einer war

Eine wunderfame Geschichte von Mutterliebe und Kindesglück

Für Kinder und solche, die jung geblieben sind

Don Hans Eichelbach

Es war einmal eine schöne, blasser Frau, der hatten sie draußen in der Welt, wo die großen Städte, die engen Gassen und die klugen Menschen sind, sehr wehe getan. Es war aber ein Schmerz, der war viel schlimmer als alle anderen; denn der schönen, blassen Frau hatten sie ins Herz geschnitten. Und nicht einmal ein Messer hatten sie dazu gebraucht.

Kein Arzt konnte ihr das kranke Herz heilen; es tat ihr so wehe, daß sie von den Menschen nichts mehr wissen wollte. Da zog sie fort, in einen großen Wald, wo niemand sie mehr finden konnte.

Sie kam aber nicht allein; denn auf ihren Armen trug sie etwas, das war ihr lieber als alles auf der Welt. Und das war ihr Kind.

Oft wurde sie müde auf dem weiten Wege.

Sie blieb dann stehen und dachte an die Menschen, die ihr so wehe getan. Und dann weinte sie.

Ihre Tränen fielen gerade in die hohle Hand des schlafenden Kindes, und zuletzt hatte das Kind die ganze Hand voll heißer Muttertränen. Da wurde es wach und fragte: „Mutter, was ist das?“

„Kind, das sind . . .“

Sie sah weg, bückte sich und pflückte eine Blume; aber sie sprach nicht weiter, denn sie wollte ihrem Söhnchen nicht gerne sagen, daß sie geweint hatte.

„Mutter, was ist das?“ fragte das Kind zum zweiten Male und hielt ihr die hohle Hand hin.

„Das sind Tautropfen, wie sie auf die schlafenden Blumen fallen, damit sie noch schöner werden und die Menschen noch mehr erfreuen,“ sagte eine schöne Fee, die aus den Büschen trat und freundlich der Mutter zunickte.

Sie trug ein lang wallendes Gewand, das leuchtete wie junge Rosen. Ihre Augen waren so blau wie Bergknechtchen, und über den goldenen Locken schimmerte ein strahlender Stern.

„Ich bin aber keine Blume, über die sich die Menschen freuen, wenn der Tau darauf fällt,“ sagte das Kind.

„Darüber mußt du deine Mutter fragen. Mütter wissen alles am besten.“

Das Kind sah nachdenklich in seine Hand, in der noch immer die Tropfen schimmerten.

„Tautropfen sind doch kühl, und was ich hier halte, das sind ganz heiße Tropfen,“ meinte es.

„Es sind Muttertränen!“ sagte die Fee.

Da sah das Kind ganz erschrocken die Mutter an, und dann jubelte es auf einmal: „Mein! Sieh, jetzt sind es strahlende Perlen geworden!“

Wirklich hatten sich die Tränen in kostbare Perlen verwandelt.

„Muttertränen sind immer Perlen; man muß sie nur mit den rechten Augen ansehen,“ sagte die Fee. „Verwahre die Perlen und laß dir ein Halsband davon machen; es wird dir Segen bringen.“

Damit war sie verschwunden.

„Mutter, wer war das?“ fragte das Kind.

Da lächelte die Mutter seit langer Zeit zum erstenmal.

„Ich glaube, es war das Glück!“ sagte sie, küßte ihr Kind und flocht die Perlen zu einem Halsbande. Als sie ihm aber den Schmuck umlegte, schien die Sonne auf das lichte Kraushaar des Knäbleins, daß es ausah, als trüge das Kind eine glänzende Krone von eitel Sonnenschein.

„Mein Prinz, mein Prinz!“ sagte die Mutter ganz glücklich zu ihrem Bübchen, das sie nie anders nannte als Prinz. „Das Halsband mußt du solange tragen, bis du jemand findest, den du noch lieber hast wie dich selbst; dem aber mußt du es schenken.“

„Dann muß ich es dir geben; denn dich habe ich lieber als alles auf der Welt!“ rief das Kind.

„Geh du es verschenken darfst, mußt du es zwölf Jahre lang selbst getragen haben,“ antwortete die Mutter.

„Und nach zwölf Jahren bekommst du es Mütterchen!“

Da sah die schöne, blasser Frau einmal den Weg zurück, der sie aus der lauten Welt in den stillen Wald geführt hatte. „Nach zwölf Jahren . . .“

Sie wollte noch mehr sagen; aber sie verstummte, denn ein Reh sprang über den Weg, lief vor ihnen her und lockte sie so immer tiefer in den Wald hinein.

„Qua, qua,
Der Prinz ist da!“

rief ein lustiger Frosch erfreut, als er den schönen Knaben sah, der jetzt vor seiner

Mutter
pflücken
steckt
lag.
und
Augen
Prinz!
hierher
ich ihr
hinfall
Und
das ar
Fuchs
er, spr
den K

rief d
und k
Leich,

„Der
„Kom

Geg
Balde
Zimme

haglich
dem d

wir b
braun

Hann
Nepfel

mein
Prin

Er ah
ten A

mag i

„Sch
war d

ist,“ a

„Di
meint

wangi

„Sch
sagte

Mutte
schwar

Da
ten si

sie ab
neigte

Frau
dir m

Welt,
aber

Berge
Und

mendi
Gürte

war

s ich hier
Tropfen,

ie Fee.

den die
auf ein-
trahlende

in kost-

en; man
gen an-
ie Perlen
machen;as Kind,
ger Zeit!" sagte
Perlen zu
aber denauf das
es aus-
länzendeagte die
Büßchen.s. „Das
bis du
haft wiehenken.“
enn dich
elt!“ riefht du es
haben.“

st du es.

mal den
Welt in
ach zwölfe sie ver-
ber den

ie so im-

s er den
r seiner

Mutter herlief, um Himmelschlüsselchen zu pflücken. Das hörte eine Schlange, die versteckt unter einer knorrigen Baumwurzel lag. Sie kroch hervor, reckte sich in die Höhe und sah das Kind von weitem mit boshaften Augen an. „Das ist ja gar kein richtiger Prinz!“ sagte sie geringschätzig. „Wenn er hierherkommt, um Blumen zu suchen, will ich ihn in die Finger beißen, daß er tot hinfallen soll.“

Und sie kroch unter die Blumen, um auf das arglose Kind zu warten. Das hatte ein Fuchs gesehen. „Es ist doch ein Prinz“, rief er, sprang hinzu und biß der bösen Schlange den Kopf ab.

„Dua, qua,

Der Prinz ist da!“

rief der Frosch wieder, machte einen Satz und sprang vor Freude kopfüber in den Teich, daß es nur so platschte.

„Der kennt mich schon!“ sagte der Knabe.

„Komm, Mutter, hier ist es schön!“

Gegen Abend fanden die beiden mitten im Walde ein schönes, kleines Häuschen. Die Zimmer waren sauber gepunkt und ganz behaglich eingerichtet; aber niemand war da, dem das Häuschen gehörte. „Hier wollen wir bleiben!“ sagte die Mutter, nahm die braun gebratenen Kartoffeln aus der Pfanne, die Milch aus dem Topfe und einige Äpfel aus dem Schranke. „So, nun ist mein Prinz!“

Prinz ließ sich das nicht zweimal sagen. Er aß und trank, und als er gerade am dritten Apfel anfang, fragte er: „Mutter, wer mag uns das alles hierher gebracht haben?“

„Ich weiß es nicht; aber ich glaube, es war die gute Fee, die uns heute begegnet ist,“ antwortete die Mutter.

„Die hat wohl früher hier gewohnt?“ meinte Prinz und biß herzhaft in einen rotwangigen Apfel.

„Ich wohne noch hier; ich bin das Glück,“ sagte die Fee, die plötzlich im Zimmer stand. Mutter und Kind anlächelte und dann verschwand.

Da sahen sich die beiden erfreut an, küßten sich und gingen dann zur Ruhe. Als sie aber schliefen, kam die gute Fee wieder, neigte sich lächelnd über die schöne, blasse Frau und sagte leise: „Das Beste hast du dir mitgebracht aus der großen, fremden Welt, da draußen, dein Kind. Damit du aber ganz glücklich wirst, will ich dich das Vergessen lehren.“

Und sie berührte mit den großen, flammendroten Mohnblumen, die sie aus ihrem Gürtel löste, die bleiche Stirn der schönen

Schläferin. Da lächelte die Frau im Schlafe und vergaß die Schmerzen, die sie draußen in der Welt erduldet, wo die großen Städte, die engen Gassen und die klugen Menschen sind.

Von der Zeit an lebte Prinz mit seiner Mutter ganz allein vergnügt und zufrieden in dem großen Walde, wohin niemals ein Mensch kam. Die Mutter pflegte den hübschen Garten hinter dem Hause, versorgte die Ziegen, die die gute Milch lieferten, und ließ Prinz spielen, so viel er wollte.

Morgens läuteten die Windröschen und die Maiglöckchen im Walde und riefen: „Prinz, komm heraus, bei uns ist es gar schön!“ Und wenn dann Prinz herauskam, sich am Röhrenbrunnen blank wusch und ein helles Lied sang, dann schwärmten die Maikäfer durch die Büsche und schnurrten:

Brumm, brumm, brumm,

Der Prinz, der geht herum!

Prinz freute sich seines Lebens, steckte sich Haselkäzchen an den Gut, schnitzte Weidenflöten und sprang munter mit den Eichhörnchen um die Wette. Später, als die Früchte im Walde reif wurden, pflückte er Erdbeeren und aß so viele Heidelbeeren, daß er abfärbte, wenn er die Mutter küßte. Mit allen Blumen und Tieren des weiten Waldes war er gut befreundet, und wenn es ihm abends etwas spät da draußen wurde und er den Weg nicht mehr recht wußte, kamen die Johanniskäferchen und die Glühwürmchen und leuchteten ihm.

Einmal geschah es, daß er an der Gede des Gartens sah, wo gerade seine Mutter zuvor Kartoffeln gepflanzt hatte. Da hörte er, wie ein Maulwurf und ein Igel sich unterhielten.

„Du, Vetter,“ sagte der Maulwurf und blinzelte mit seinen kleinen Neuglein. „Ist das wirklich ein Prinz, der dort im Grabe sitzt?“

„Ach was,“ sagte der Igel und sträubte seine Stacheln, was er immer tat, wenn er schlecht gelaunt war. „Der dumme Junge ist ja gar kein Prinz!“

„Er ist wohl ein Prinz!“ rief der Grünspecht vom Baume herab. „Ihr seid nur neidisch, weil ihr selbst keine Prinzen seid!“

„Hört doch den Grünschnabel!“ sagte der Maulwurf verdrossen.

„Wenn er ein Prinz ist, wo ist denn sein Thron?“

„Sein Thron ist auf dem Schoße seiner Mutter.“

„Wenn er ein Prinz ist, wo ist dann seine Krone?“ fragte der Igel.

„Ra-pi-pa-punzelchen

Mit deinen vielen Runzelchen,

Mit deinem langen Näschen,

Jetzt lauf, es kommt das Häschen,

Jetzt kommt das Mi-ma-Mäuschen,

Hops, spring rasch über's Häuschen!“

Dabei zog er am Faden, daß das Kapunzelmännchen so oft über den Möhrenkorb springen mußte, bis es sich die Beine abgesprungen hatte. Da wurde das Kapunzelmännchen wieder zu einer Möhre und mußte es sich gefallen lassen, daß der Knabe es schabte und aufaß.

„Mutter,“ sagte das Kind nach einer Weile, während sich der Hirsebrei auf dem Fensterbrett abkühlte. „Ich muß dich was fragen.“

„Was willst du denn fragen?“

„Du sagst immer Prinz zu mir.“

„Ist das denn nicht schön?“

„Doch. Aber bin ich auch ein Prinz?“

Da lachte die Mutter, schloß das Kind in ihre Arme und sagte zärtlich: „Doch, du bist mein Prinz, mein liebster, einziger Prinz!“

Da war der Prinz zufrieden, aß seinen Hirsebrei, sang und sprang und lebte noch viele Jahre vergnügt mit seiner Mutter im Walde. Er war mit der Zeit ein stattlicher Bursche geworden, sah nie einen Menschen und wuchs auf wie die Blumen unter der Sonne, die von der Welt und ihrer eigenen Schönheit nichts wissen. Fast waren auch schon die zwölf Jahre verstrichen, die er das Tränenhalsband tragen sollte, bis er es dem schenken könne, den er mehr liebe als sich selbst. Und er freute sich darauf, nun bald das Perlegeschmeide seiner Mutter schenken zu können.

Als er aber eines Tages aus dem Walde zurückkehrte, wo er Beeren gepflückt hatte, sah die Mutter im Sessel und lächelte mit geschlossenen Augen. Sie mochte den Weg zurückgeblüht haben, der sie einst aus der Welt geführt hatte, und war dabei mit einem Lächeln eingeschlafen. Sie konnte ja jetzt über das lächeln, worüber sie einst geweint hatte.

Prinz ging ganz leise, um die Mutter nicht zu wecken, und legte ihr die Blumen in den Schoß, die er für sie mitgebracht hatte. Aber sie wurde nicht wach, gar nicht mehr. Sie war gestorben.

Da weinte der Prinz die ersten heißen, bitteren Tränen seines Lebens. Und wie er so ganz ratlos dafuß, da kamen plötzlich vier fremde Männer in die Stube, legten die Mutter in einen weißen Sarg und begruben sie unter den Bäumen des Waldes.

Dann gingen sie schweigend, wie sie gekommen, und Prinz sah sie nie wieder.

Er hatte der Mutter den Strauß in die schmale, weiße Hand gegeben und sie zärtlich geküßt, ehe der Sarg sich schloß. Jetzt holte er die schönsten Blumen des Gartens und pflanzte sie auf ihr Grab; denn die Mutter hatte die Blumen immer sehr gern gehabt.

Er trauerte lange um die Mutter, und eines Tages fiel es ihm ein, daß er ihr das Tränenhalsband nun doch nicht geschenkt. Da tat es ihm leid, daß er es ihr nicht mit in den Sarg gelegt hatte wie den Blumenstrauß. Dann aber besann er sich, daß er das Geschmeide ja erst zwölf Jahre tragen sollte, und daß die zwölf Jahre noch nicht ganz vorüber waren.

So blieb er denn ganz allein in dem Häuschen und kam sich recht einsam und verlassen vor. Sein einziger Freund war ein großer Hase, den die Mutter gezähmt hatte, und der nun immer rief: „Prinz! Prinz! Prinz!“

Eines Tages aber sah Prinz, daß er nun bald nichts mehr zu essen habe. Die Mutter hatte immer für alles allein gesorgt, und Prinz hatte gar nicht daran gedacht, daß das einmal ein Ende nehmen könne. Traurig und niedergeschlagen ging er hinaus in den Wald, aß Beeren und Haselnüsse, kam aber mit Sonnenuntergang halb hungrig zurück.

Müde setzte er sich in den leeren Sessel und dachte an seine Mutter, die ihm hier früher so viele schöne Geschichten erzählt.

Da ging knarrend die Tür auf und eine alte Frau trat ein. Sie trug ein graues, verstaubtes Kleid, hatte ein hageres, runzelvolles Gesicht und unheimlich drohende Augen. Ohne sich um Prinz zu bekümmern, humpelte sie an ihrem Stode durch das Gemach und setzte sich schweigend in einen Winkel. So hockte sie lange da und sah ihn mit ihren drohenden Augen an, daß es Prinz ganz bange wurde. Ohne sich von ihrem Schemel zu erheben, drehte sie langsam, wie eine Gule, den Kopf, warf einen verdrossenen Blick nach dem erloschenen Ofen, nach dem leeren Küchenschranke und dem leeren Tische.

„Hast du nichts zu essen?“ fragte sie heiser.

„Nein,“ antwortete er, und es lief ihm ganz kalt über den Rücken.

„Ich habe aber Hunger!“ sagte die Alte drohend.

„Auch ich bin hungrig, und es ist nichts mehr da,“ bemerkte der Prinz eingeschüchtert.

„Da hast du ja schöne Gesellschaft. Wir passen zusammen,“ lachte die Alte höhnisch und rieb sich die knochigen Finger.

„Wer bist du denn?“ fragte der Jüngling erschrocken.

„Ich bin die Sorge.“

„Die Sorge? Ich kenne dich nicht,“ sagte Prinz etwas zaghaft.

„Du wirst mich schon kennen lernen. Ich bleibe hier.“

„Hier kannst du nicht bleiben; hier wohnt das Glück.“

„Wirklich? Ich sehe es nicht. Wo die Sorge einzieht, ist das Glück schon verschwunden.“

Die Alte lachte wieder häßlich. Dann stand sie auf und fuhr mit den dürrten Händen über die Fensterscheiben. Die wurden ganz blind davon, und wenn man jetzt durch sie den Himmel ansah, kam er einem ganz grau und trostlos vor.

Prinz war ganz ratlos und als er schließlich sein Bett aufsuchte, humpelte die Sorge hinter ihm drein, setzte sich auf den Bettrand und sah ihn so drohend an, daß er fast nicht schlafen konnte. Morgens früh sprang er auf und lief in den Wald; die Sorge hatte ihn aus dem Hause getrieben.

Als er abends nur halb gesättigt von den Beeren zurückkam, sah die Sorge wieder im Winkel. „Verkaufe dein Halsband an einen Händler, den ich zu dir führen werde, so will ich dir helfen“, sagte sie. „Die Perlen sind wertvoll.“

„Es sind die Tränen meiner Mutter,“ sagte Prinz. „Und Muttertränen verkauft man nicht. Ich behalte mein Halsband.“

Da sah ihn die Sorge so drohend an, daß er in ein anderes Zimmer ging; aber sie folgte ihm auf Schritt und Tritt, er wußte keine Hilfe mehr.

Schon wollte er in seiner Hilflosigkeit verzweifeln, da trat ein Weib von hohem, kräftigem Wuchse in das Zimmer. Sie trug ein schlichtes Werktagskleid und sah ernst und fast streng aus. Als Prinz aber näher zusah, fand er, daß das Weib trotz ihrer streng blickenden Augen eine Ähnlichkeit mit seiner Mutter hatte. Da faßte er Mut, hob bittend die Hände und sagte:

„Rette mich! Mich verfolgt die Sorge!“

Da hob die ernste Frau die Hand und sagte streng zur Sorge:

„Hinaus! Ich vertreibe dich, denn ich bin stärker als du. Ich bin die Arbeit!“

Da duckte sich die Sorge, die sich eben noch so drohend emporgerichtet hatte, vor ihrer Ueberwinderin und schlich unbemerkt aus dem Hause.

„Ich danke dir!“ rief der Jüngling erfreut. „Du hast mich von der Sorge befreit.“

„Sie wird wiederkommen, wenn du nicht tust, was ich von dir verlange,“ antwortete die Arbeit streng.

„Was soll ich tun?“ stotterte Prinz.

„Wenn ich dich rufe, mußt du mir folgen!“

„Ich werde es,“ antwortete Prinz. Dann suchte er sein Lager auf und schlief besser als sonst, weil er von der Sorge befreit war.

Kaum graute der Tag, so weckte ihn die Arbeit, führte ihn in den Garten und befahl ihm, Kartoffeln auszugraben, Gemüse abzuschneiden und in den Keller zu bringen. Zuletzt mußte er den ganzen Garten bearbeiten, und die Arbeit säete goldene Körner in das lockere Erdreich. Seitdem die Sorge in das Haus getreten, hatte der Röhrenbrunnen nur noch trübes Wasser gespendet. Jetzt befahl die Arbeit dem Jünglinge, nach einer neuen Quelle zu graben. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeitete er nun Tag für Tag, und die Sorge kam nicht wieder. Auch sah ihn die Arbeit nicht mehr so streng an wie früher. Er sang sogar, wenn er schaffte, daß ihm der Schweiß von der Stirne rann. Tag für Tag grub er nun nach der frischen Quelle. Dabei stieß er plötzlich auf etwas Blinkendes; es war ein großer Klumpen Gold. Und als er das Gold gehoben hatte, sprudelte auch die Quelle mit herrlichem, frischem Wasser.

„Das ist Lebenswasser! sagte die Arbeit. „Darin mußt du dich baden.“ Dann segnete sie ihn und ging weg.

Prinz badete sich in dem reinen Lebenswasser. Da gingen die häßlichen Furchen, die er auf der Stirn trug, seitdem er die Sorge gesehen, alle fort, seine Augen strahlten heller als jemals, und als er endlich müde in das Haus trat, fand er in seinem Hause das Glück.

Es trug die Züge seiner Mutter, nur jünger sah es aus, und es lächelte Prinz an, daß ihm das Herz im Leibe lachte.

„Wie kommst du denn in mein Haus?“ fragte Prinz erfreut.

„Mich hat die Arbeit geschickt,“ sagte das Glück. „Morgen trägt du das Tränenhalsband zwölf Jahre lang, und nun kannst du es schenken, wem du willst.“

„Es ist aber niemand da, dem ich es schenken könnte,“ sagte der Prinz traurig und sah durch die Scheiben hinaus nach dem Grabe seiner Mutter, auf dem die herrlichsten Blumen blühten, die er selbst gepflanzt. Diesmal aber waren die Scheiben nicht mehr blind, wie an dem Tage, da die Sorge durchs Fenster geschaut. Auch der Himmel schien ihm heute viel heller und höher als sonst.

„Bi
du da
ihn d
Stund

Am
im
feurig
Hunde
den
Reiter
dort d
fort
Blum
Mutte

Die
die a
hatten
nichts

„Ja
Da
mir d
sein u
Prinz

„Ne
Jüngle
gesagt

„Du
riefen
eine
„Ne
sagte
Meine

„Ja
heirat
Prinz
Walde
und d
der ea

Dan
folgte
weg,
der P
schöne
stiegen
einen

Blö
dern
aus d
sein
Tier
die P
sprang
Untier

Die
kein
ihm,
gesund
du, W

„Vielleicht findest du noch jemand, dem du das Halsband schenken könntest,“ tröstete ihn das Glück. „Du mußt nur die rechte Stunde abwarten.“

Am anderen Tage tönten plötzlich Hörner im Walde. Fremde Reiter sprengten auf feurigen Rossen einem Hirsche nach, die Hunde kläfften und Prinz eilte erstaunt auf den Baldweg. Da sah er, wie ein fremder Reiter am Grabe seiner Mutter stand und dort die schönste Blume pflücken wollte. Sofort lief er auf ihn zu und rief: „Die Blume läßt du stehen! Die gehört meiner Mutter.“

„Oho!“ sagte der Reiter, um den sich bald die anderen Jäger, die den Hirsch erlegt hatten, versammelten. „Du hast mir doch nichts zu sagen! Wer bist du?“

„Ich bin der Prinz!“

Da lachte der andere und sagte: „Seht mir doch den Burtschen da! Der will Prinz sein und ist gar keiner. Ich bin der echte Prinz.“

„Nein, der echte Prinz bin ich!“ rief der Jüngling. „Meine Mutter hat es selbst gesagt. Und meine Mutter. log nie!“

„Du bist ja gar kein richtiger Prinz!“ riefen jetzt alle. „Du hast ja nicht einmal eine Prinzessin!“

„Nein, eine Prinzessin habe ich nicht,“ sagte Prinz. „Aber ich bin doch ein Prinz. Meine Mutter hat es selbst gesagt!“

„Ich aber habe eine Prinzessin, die ich heiraten will, und ich allein bin der echte Prinz,“ sagte der andere. „Sie ist hier im Walde auf der Jagd. Ich will sie holen, und dann soll sie sagen, wer von uns beiden der echte Prinz ist.“

Damit ritt er fort und seine Beleiter folgten ihm. Sie waren noch nicht lange weg, da kam der König mit seiner Tochter, der Prinzessin, angeritten, und als sie die schönen Blumen auf dem Grabe sahen, stiegen beide ab und banden ihr Pferd an einen Baum.

Plötzlich kam ein wilder Eber, den die andern Jagdgenossen aufgetrieben, voller Wut aus dem Gebüsch gestürzt. Ehe der König sein Schwert ziehen konnte, warf das wilde Tier ihn zu Boden und rannte nun gegen die Prinzessin an, um sie zu töten. Da sprang aber Prinz rasch hinzu, nahm das Untier, ehe es der Prinzessin schaden konnte.

Die Prinzessin war so schön, daß Prinz kein Auge von ihr lassen konnte. Sie dankte ihm, daß er sie und ihren Vater, der sich gesund wieder erhob, gerettet habe. „Siehst du, Vater,“ sagte sie, „den da möchte ich

viel lieber heiraten als den andern, der so stolz ist und mir gar nicht gefällt.“

„Aber er ist kein echter Prinz!“ sagte der König.

„Ein Prinz bin ich auch,“ meinte da der Jüngling, der immerfort die wunderschöne Prinzessin ansah.

„Meine Mutter hat es selbst gesagt.“

„Wo ist denn deine Mutter?“ fragte der König.

Da traten Prinz helle Tränen in die Augen. „Meine Mutter ist tot,“ sagte er. „Lebte sie noch, sie würde dir schon sagen, daß ich ihr Prinz bin.“

Wie der König Prinz weinen sah, wurde er plötzlich ganz blaß, denn er dachte an eine, die er vor Jahren verloren, die er immer gesucht und nie wiedergefunden hatte.

„Gleichst du nicht sehr deiner Mutter?“ fragte er mit seltsam bewegter Stimme.

„Meine Mutter sagte es immer, und hier ist ihr Bild, da kannst du es selbst sehen,“ antwortete er und reichte dem König einen talergroßen, milchweißen Stein, auf dem das Bild seiner Mutter gemalt war.

Und der König, dem die schwere Krone, das schwerezepter und das noch schwerere Schwert nie zu schwer gewesen, stand jetzt gebeugt wie unter einer schweren Last, als er den leichten Stein mit dem Bilde in der leise zitternden Hand hielt.

„Wo ist ihr Grab?“ fragte er endlich. Prinz führte ihn an das Grab seiner Mutter, und der König stand lange gebeugt dort. Da kam ein weißer Vogel und sang ein Lied, so süß und tröstend, wie der König lange keins mehr gehört hatte. Da hob er das Haupt, sah den Jüngling liebevoll an und gab ihm die Hand.

„Glaubst du nun, daß ich ein echter Prinz bin?“ fragte der Jüngling befangen.

„Wenn deine Mutter es gesagt hat, dann muß es wahr sein, denn Mütter lügen nie.“

„Und arm bin ich auch nicht!“ rief der Prinz erfreut aus.

„So komm und zeige mir deine Reichtümer,“ sagte der König und trat in das Haus. Da zeigte ihm der Prinz den großen Klumpen Gold. „Den habe ich bei der Arbeit gefunden,“ lachte er fröhlich.

Unterdessen war auch die Prinzessin ins Zimmer gekommen und weil ihr Prinz so gut gefiel, sagte sie:

„Willst du mir nicht dein schönes Halsband schenken, das wäre ein herrlicher Brautschmuck.“

„Aber ich darf es nur dem geben, den ich lieber habe als mich selbst,“ erwiderte Prinz.

„Hast du mich denn nicht lieber als dich selbst?“ fragte die Prinzessin erstaunt.

Da schaute ihr Prinz tief in die treuen, hellen Augen, und es kam ihm vor, als sehe die Prinzessin aus wie das Glück. „Doch,“ sagte er, „dich habe ich lieber als alles auf der Welt!“ Und er bog das Knie vor ihr und schenkte ihr das Halsband.

Da beugte sie sich zu ihm nieder und küßte ihn, und das Glück trat hinzu und gab ihnen den Segen.

Da sah der König ein, daß es am besten sei, wenn die beiden sich heirateten.

Bald kam aber auch der andere Prinz zurück und rief der Prinzessin zu: „Nun entscheide du! Wer von uns beiden ist der rechte Prinz?“

„Der echte Prinz ist der, den ich liebe!“ sagte die Prinzessin und gab dem bescheidenen Jüngling die Hand, während sie den stolzen Jäger stehen ließ.

„Er ist ja gar kein echter Prinz!“ rief dieser eifrig. „Er hat ja kein Schloß.“

„Aber er hat mir das Leben gerettet,“ sagte der König, „und hier hat er einen Klumpen Gold, dafür kann er sich ein Königreich kaufen.“

„Woher hast du das Gold?“ rief der verschmähte Freier ärgerlich.

„Ich habe es bei der Arbeit gefunden,“ antwortete Prinz bescheiden und senkte den Blick.

„Dann ist es auch kein richtiger Prinz!“ rief der andere eifrig.

„Du hast dein Schloß ererbt, dieser aber hat seinen Reichtum bei der Arbeit gefunden,“ antwortete der König ernst. „Der rechte Prinz ist immer der, der sich sein Glück erarbeitet!“

Da blieb dem verschmähten Prinzen nichts übrig, als davon zu reiten und sich nach einer anderen Prinzessin umzusehen.

Prinz aber heiratete die Königstochter und erbt das ganze Königreich und den schönen, grünen Wald dazu.

„Prinz! Prinz! Prinz!“ rief der alte Rabe, der die Hochzeit mitfeierte und oben auf dem höchsten Goldknopfe des Schlosses saß.

„Wenn ich jetzt nur wüßte, ob ich ein wirklicher Prinz bin!“ flüsterte Prinz seiner holdseligen Braut ins Ohr. „Meine Mutter hat es doch immer gesagt!“

„Jetzt bist du noch mehr als ein Prinz; jetzt bist du mein König!“ lächelte die glückliche Braut.

Da wurde der Prinz ganz rot vor Freude. „Und du bist meine Königin!“ sagte er.



Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.
Adalbert von Chamisso.

*

O Mutterlieb', du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel stammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen.
Oskar v. Redwitz.

Zu stehn in frommer Eltern Pflanze,
O welch ein Segen für ein Kind,
Ihm sind gebahnt die rechten Wege,
Die andern schwer zu finden sind.

*

Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einzig solches Herz.
Adalbert Stifter.

Rel
In
Me
Au

W
Ei
J
Ei

Der Mutter Seligkeit und Leid

Ein Strauß Gedichte



Rudolf Schiefel

Junge Mutter

Das Lob der Kleinsten

Kein Vogel sitzt in Flaum und Moos
In seinem Nest so warm,
Als ich auf meiner Mutter Schoß,
Auf meiner Mutter Arm.

Und tut mir weh mein Kopf und Fuß,
Vergeht mir aller Schmerz,
Gibst mir die Mutter einen Kuß
Und drückt mich an ihr Herz.

Friedrich Gän

Meiner Mutter

Wie oft sah ich die blassen Hände nähen
Ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Ich sah zum Himmel deine Augen sehen,
Ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!

Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,
Ein Schuß für mich — wie sorgenvoll du horchtest!
Längst schon dein Grab die Winde überwehen,
Ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest!

Dellw von Lillencron

unden,
kte den
Brinz!

fer aber
t gefun-
"Der
n Glück

nichts
ch nach

stochter
nd den

alte Ra-
ben auf
es sah.
in wirt-
er hold-
tter hat

"Brinz;
ie glück-

Freude.
er.

Umland.

d unber-
er schon
n ganzen

Stifter.

Das franke Kind

Der Vater ist seit Jahren blind —
Blindsein ist mehr als sterben!
Die Mutter hat ein krankes Kind
Und kann nicht viel erwerben.

Die Stube war noch nie so warm,
Obgleich das Fenster offen,
Seitdem des Winters harter Arm
Die Erde hat getroffen.

Die Sonne küßt das bleiche Kind
Zum erstenmal im Jahre;
Es spielt ein weicher, warmer Wind
Mit seinem feuchten Haare.

Und wie sein Blick am Himmel hängt,
Als möcht's dahin entfliehen,
Im Wangengrübchen langsam fängt
Ein Röslein an zu blühen.

Und — süßes Wunder! — plötzlich, als
Sei alles Leid zu Ende,
Schlingt lächelnd um der Mutter Hals
Es seine beiden Hände.

Die Mutter weiß vor Freud' nicht Rat,
Drißt aus in lautes Weinen. —
Das war des Frühlings erste Tat
Und keine von den kleinen.

Sermann v. Glim

Das taubstumme Kind

Von dichter Kinderfahar umgeben,
Pausbädig alle und gesund,
Schien wolkenlos der Mutter Leben,
Und alles stand auf sicherem Grund.

Nur eins von all den Glücksgewinnen,
Ein Mädchen in dem lust'gen Schwarm,
War taubstumme und von blöden Sinnen,
Lag täglich fast dem Tod im Arm.

Verdreifacht hält der Liebe Posten
Vor ihrem Stübchen seine Wacht,
Und keine Mühe, keine Kosten
Erschüttern seine Heldenmacht.

Und weiter atmet, lebt die Kranke,
Nun ist sie dreizehn Jahre schon,
Doch immer bleibt dieselbe Schranke,
Versagt ist ihr der Menschenton.

Der Mutter heißeste der Bitten,
Der Wünsche heißester ist nur,
Bevor ihr Liebling ausgelitten,
Oh' abgelaufen ihre Uhr:

Daß sie ein einzig Mal nur sage,
Ein einzig Mal das eine Wort
„Mutter“ — und weg fegt alle Klage,
Und alle Trübsal ist verdorrt.

Das Mädchen starb. Mit reinem Herzen
Sank oben sie an Gottes Brust,
Die Mutter blieb im Land der Schmerzen
Und gab sich schwer in den Verlust.

Dann starb auch sie nach vielen Jahren,
Nach Plag' und Arbeit, wie's so geht;
Wir alle müssen's ja erfahren,
Wie scharf der Wind auf Erden weht.

Als sie nun schritt auf Himmelswegen,
Bei Gottes Thron am heil'gen Ort,
Trat ihr das Töchterchen entgegen,
Und — „Mutter!“ jauchzt ihr erstes Wort.

Deibel von Lillencron

Der Mutter treues Walten

Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe.
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise

Im häuslichen Kreise
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt in reinlich geglättetem Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
Und süget zum Guten den Glanz und den
Schimmer

Und ruhet nimmer.

Friedrich Schiller

Die geflickte Hose

Von Fr. W. Förster.

In unserer Schule war ein Knabe von armen Eltern, der trug eine Hose, die war so vielfarbig geflickt, daß wir alle untern tollten Spaß daran hatten. Und immer, wenn man glaubte, jetzt sei es zu Ende, jetzt komme endlich eine neue Hose — dann sah plötzlich wieder ein großer brauner Flicken darauf, und alle die kleinen Flicken ringsumher schienen mit neuem Mut in die Zukunft zu sehen — so wie in einem verzweifelten Volke, wenn plötzlich ein großer und tapferer Staatsmann die Zügel ergreift. Nach der Heimkehr von den Ferien war es unser festliches Vergnügen im Schulhof, Müllers Hose zu besichtigen, und großes Gelächter hörte man erschallen, wenn sie in zwischen noch bunter geworden war.

Wie schäme ich mich heute dieses Gelächters! Es war ja nicht böse gemeint — aber so unendlich dumm und gedankenlos. Wir lachten nur die bunten Flicken, aber nicht das, wovon sie erzählten: eine ganze Welt von sorgender Mutterliebe, durchwachte Nachtstunden und gewiß auch viele Tränen darüber, daß die ganze mühsame Flickerei doch nur etwas zustande brachte, worüber der Sohn in der Schule ausgelacht wurde! Mit welcher ärmlichen Geldsumme mußte die Mutter wohl den ganzen Haushalt bestreiten, und wie ängstlich mag sie genährt haben, damit die Hose noch ins neue Jahr hinein halte! Wieviel tausendmal mehr wert war diese Hose als das schönste und modernste englische Beinkleid mit feinen tadellosen Falten! Habt ihr einmal davon gehört, daß man heute oft Hunderttausende von Mark bezahlt für Gemälde von alten Meistern, die oft noch gar nicht richtig zeichnen konnten, aber dafür so viel Liebe und Andacht in ihre Bilder legten, daß man noch heute nach vielen Jahrhunderten ganz warm und innig davon berührt wird? Nun — Müllers geflickte Hose war auch so ein Kunstwerk, und ich würde heute viel Geld dafür geben, wenn sie zum Verkauf ausgesetzt würde — und an der Tafel würde ich sie aufhängen

wie eine Wandkarte und euch mit dem Kartentod die wunderbare Zindigkeit der Mutterliebe zeigen: Wieviel Nachdenken, wieviel Fürsorge da hineingearbeitet ist in dieses ärmliche Stück Zeug — so viel, daß es selbst der erste Schneider von Paris nicht nachmachen könnte, sondern ausrufen müßte: Soviel Geduld hat kein Schneider und keine Maschine, das kann nur eine Mutter!

Dann würdet ihr begreifen, wieviel Dummheit dazu gehört, über solch eine Hose zu lachen! Wer so zu flicken vermag, das kann kein gewöhnlicher Mensch sein: Müllers Mutter war sicher eine außergewöhnliche Frau, und ich bedaure nachträglich nur, daß wir Müller nie um die Erlaubnis gebeten haben, sie zu besuchen. Wenn ihr jemals so eine geflickte Hose trefft, denkt an das, was ich euch heute erzählt habe! Daß man die Entstehungsgeschichte solcher geflickten Hose versteht, und daß man herauslesen kann, was da alles hineingearbeitet ist — das ist wichtiger, als daß man ganze Bände voll Weltgeschichte lesen kann und über die Entstehungsgeschichte der feuerspeienden Berge Bescheid weiß. Warum ist es wohl wichtiger? Weil es nichts Schlimmeres gibt, als daß liebevolle und fleißige Arbeit ausgelacht und verspottet wird, und weil unsere wahre Bildung sich darin zeigt, daß wir nie am unrechten Ort lachen. Zu dieser Bildung aber helfen weder Weltgeschichte noch Naturkunde, so wichtig sie sonst sind — nein, nur durch eigenes Nachdenken über das Leben unserer Mitmenschen kommen wir dazu.

Wenn ihr einmal so einen schön geflickten Knaben trefft, der sich vor dem Lachen seiner Kameraden schämt, so ruft ihm nur zu: „Du, sei stolz auf deine Mutter, du trägst ja die kostbarsten Hosen der Welt!“ — Ist das nicht weit vornehmer und schöner, als wären sie golddurchwirrt — und wenn er sie mit Stolz und Dankbarkeit trägt, sind es dann nicht wahrhaft besetzte Hosen — ein wahres Stellbildein der besten Gefühle der Menschenbrust?

*

Mutter und Schule

Von Maria Rigel.

Zum Zahnarzt geht niemand gern; wer aber den schweren Gang schon hat machen müssen, der weiß, wie da die Nerven ange-

spannt sind, wenn man so im Wartezimmer sitzt und wie die Phantasie, zwischen Zange und Mädchen hin- und herschweifend, schmer-

zensvolle Bilder vor die Seele stellt. Da greift man gerne nach irgend einem Buch oder Heft, das auf dem Tisch des Wartezimmers liegt, um die Gedanken abzulenken. So griff ich einst nach einem Heftchen, das den Eltern Ratschläge über Erziehung der Kinder erteilen wollte, und das zeigen wollte, wie die Eltern ihre Kinder zur Schule vorbereiten sollen. Mein Gott, was wird da nicht alles zusammengeschrieben! Da müßten die Eltern gar nichts zu tun haben, als nur den ganzen Tag um die Kinder herumzuschwägen. Und das ist gar nicht gut für sie. Also, da meinte das Blatt, man solle die Kinder recht im Sprechen üben — das ist an sich richtig. Aber der Artikelschreiber schlägt nun vor, die Eltern sollten auf Spaziergängen ihre Kinder zum Schauen und Lernen fortschicken und zwar an einen blühenden Strauch, an einen Steinhaufen, in einen Seitenweg, und dann solle man das Kind nach einer Weile zurückrufen und nötigen, zu erzählen, was es gesehen hat. Wer glaubt, daß bei dieser künstlichen Methode etwas anderes herauskommt als eine verärgerte Mutter und ein geplagtes Kind, der kennt die Kinder nicht. Wie oft habe ich schon mit heimlichem Vergnügen beobachtet, wie Kinder absolut versagten, wenn man sie nötigte, Eindrücke und Beobachtungen wiederzugeben. Ein Kind spricht bewußt überhaupt keine Eindrücke aus; kein Vogel singt auf Befehl — und das Kind ist ein Dichter, der nur in Worte kleiden kann, was ihm frei aus der Seele und aus dem Herzen aufsteigt. Zu seiner Stunde erschließt sich das Kind, und dann kann man staunen und weiß oft nicht, ob man mehr Ehrfurcht haben soll vor unserem lieben Herrgott, der dem Kinde diese klingende, singende, lebensfrohe Seele gegeben hat, oder vor der Seele des Kindes selbst, die wie ein tiefer See alle Bilder des Lebens unverlierbar und eigentümlich widerspiegelt.

Berühmte Erzieher reden von einer „Mutterschule“. Und es kann nicht oft und nicht eindringlich genug gesagt werden: die erste, die beste, die nachhaltigste Lehrerin ist die Mutter, und die erste, die beste, die ausschlaggebende Schule ist die Mutterschule. In allen anderen Schulen macht man Examen über Kenntnisse; in der Mutterschule bereitet sich der junge Mensch vor auf das Examen des Lebens — und wenn er das verfehlt, dann nützt kein Latein, keine Mathematik, keine Kunst und keine Geschicklichkeit.

Aber die Mutterschule gilt auch als Vorbereitung für die eigentliche Schule, und da

fragen viele Eltern: was können wir tun, damit dem Kinde die Schule leicht wird? Sollen wir dem Kind Buchstaben vorschreiben? Nein! Sollen wir das Kind auf 10 zählen lassen? Das hat gar keinen Wert. Sollen wir es lange Gedichte auftragen lassen? Auch nicht. Was dann? Die meisten Eltern haben gar keine Zeit, sich so viel mit ihren Kindern abzugeben. Das Kind muß so neben uns her aufwachsen, ohne Kindergärtnerin, ohne Fräulein, ohne Bonne.

Vor Jahren brachte ich meine Ferien im Schwarzwald zu. Da kam ein Bauer auf seinem Leiterwagen gefahren. Vor sich hatte er sein drei- oder vierjähriges Büblein sitzen, und während der Vater Zügel und Peitsche hielt, hatten auch die kleinen Patschhändchen des Bübleins sich fest auf die Stränge gelegt. Stolz und Freude aber leuchteten aus den Augen. Wieviel lernt ein Kind auf solcher Fahrt! Alle seine Sinne sind offen und seine Seele schaut und merkt sich Bild um Bild. So lernt das Kind auch im Geleite der Mutter, in Küche und Haus, bei Gespielen und mit Geschwistern. Und wenn dann die Mutter gelegentlich mit dem Kinde spricht, ihm die Dinge nennt und das Kind zu deutlichem Nachsprechen anleitet, dann ist gute Vorarbeit für die Schule getan. Mit dem Kinde reden, namentlich auf Fahrten im Wagen, in der Eisenbahn, auf Spaziergängen, so ganz gemächlich, wie sich das Gespräch gibt, durch die Dinge, denen man begegnet, ist notwendig und beste Vorarbeit. Ueberhaupt die „Muttersprache“, die Sprache der Mutter, sie sollte immer edel sein. Die Muttersprache fällt in die Seele des Kindes und zieht Wellenkreise, zieht Furchen, schafft Vorstellungen, Erinnerungen.... Geht da auf der Brücke einer Großstadt eine Mutter und vor ihr trippeln ein zweijähriges Büble und ein kleines vierjähriges Mägdlein, das einen Augenblick die Hand des Bübleins losgelassen hat; das Büblein stolpert, und nun öffnet sich der Mund der Mutter mit lautem Gefreisch: „Du Lumpemensch, du Bankert, du S... mensch!“ — „Muttersprache, Mutterlaut! wie so wonnesam so traut“ — so singt der Dichter. Ja, aber war das Muttersprache? Man hört ja oft auch auf dem Lande, wenn man an den Häusern vorbeigeht, ein Kreischen mit den Kindern, nicht als ob da eine christliche Mutter — und die ist immer vornehm — sondern als ob ein grober Hofknecht es mit störrigen Säulen zu tun hätte. O Mütter, welche Erinnerungen werden einst die Kinder haben, die in der Mutterschule die Spra-

che der
wörter
des m
von l
Jahr
Die
sie ver
Lan
zumut
Liedle
Das m
schönste
deutsch
sonder
heimlich
mit B
aus ih
ein za
Kinder
Nur
Schult
und e
n u n e
dem e
ihre T
ins V
Manch
Kleine
gehört,
Leber,
sich, d
Zucht
Und i
oder a
sich an
der M
hinter
allein
Schulf
langer
nicht
ständ
gut, w
auch
verwe
Jedes
Torhe
Ein
sein; i
und d
mit ei
weise
wahr,
schnitt

che der Hoheit und der niedrigsten Schimpfwörter hörten! Da wird die Seele des Kindes mißhandelt und manche Seele wird krank von liebloser Behandlung, wenn dann die Jahre der Reife kommen. Fragt die Aerzte! Die Seele ist wie ein Photographenapparat, sie verliert keine Erinnerung, kein Erlebnis.

Lange Gedichte soll man den Kindern nicht zumuten; wohl aber Kinderreime, Verschen, Liedlein und kleine Gebete sollen sie lernen. Das macht ihnen Freude und beschäftigt aufs schönste und lieblichste ihre Phantasie. Hochdeutsch braucht die Mutter nicht zu reden, sondern sie soll ruhig bei der gewohnten heimischen Mundart bleiben. Aber sie soll mit Bedacht alles Unedle, Grobe, Sündhafte aus ihren Reden fernhalten; denn sie hat ein zartes Gärtlein zu hüten: das Herz der Kinder.

Nun kommt der große Tag, der erste Schultag. Für die Mutter ist's ein schwerer und ein froher Tag, ein Tag der Hoffnung und ein Tag der Trauer. Mit dem ersten Schultag schließt die Kinderstube ihre Türe, und es öffnet sich das große Tor ins Leben — und in den Lebenskampf. Mancher Mutter tut es weh, wenn nun der Kleine oder das Kleine nicht mehr ihr allein gehört, sondern jetzt auch der Schule, dem Leben, der Welt. — Manche Mutter freut sich, daß die Schule mit ihrer strengeren Zucht ihr eine Verantwortung tragen hilft. Und das Kind? Ach, manch herztrauriges oder angstvolles oder empörtes Weinen ringt sich aus weitgeöffnetem Kindermund, wenn der Augenblick kommt, wo sich die Schultüre hinter der Mutter schließt und das Kind sich allein sieht in der furchtbaren Fremde der Schulstube, in der ganz sicher irgendwo ein langer Stock verborgen ist, von dem man nicht weiß, wann und unter welchen Umständen er sich zeigen wird. Darum ist es gut, wenn man vor der Schulzeit die Kinder auch zu leichten Gängen und Besorgungen verwendet, so daß sie selbständig werden. Jedes Angstgefühl vor der Schule ist eine Torheit und schädigt das Kind.

Ein gutes Zehnuhrbrot muß auch sein; das beste ist ein Brot und ein Apfel, und die Mutter, die das selbst dem Kinde mit einem guten Wort verabreicht, ist eine weise und liebe Mutter. Es ist ganz gewiß wahr, daß ein Brot, das die Mutter geschnitten hat, und ein Apfel, den die Mutter

ausgesucht hat, besonders gut schmeckt und seine besondere Weihe hat; denn was aus Mutterhänden kommt, hat seinen eigenen Segen. Am Zehnuhrbrot soll der Bub auch Selbstbeherrschung lernen. Es ist der Weg zur Ordnung, ja zum Geldentum, wenn wir vom Kinde mit aller Strenge fordern: das Zehnuhrbrot darf erst in der Pause verzehrt werden! Das ist eine große Sache! Der Bub, dem sie gelingt, wird einst ein ganzer Mann sein, und er wird auch sonst mit der Befriedigung natürlicher Triebe warten können, bis die rechte Stunde kommt. Unsere Großeltern waren weiser wie wir. Sie legten auf die Uebung der Selbstbeherrschung soviel Wert wie auf das gute Zeugnis. Was nützen gute Noten, wenn der Mensch nichts taugt! Was schaden geringe Schulzeugnisse, wenn ein Mann, ein Charakter dahinter steht!

In Ueberlingen am Bodensee wohnte in einer Villa weit vor der Stadt ein Büblein, das, so oft es zur Schule die Treppe hinabeilte, der Mutter noch hinaufrief: „Gelt, Mutter, schau mir noch einmal nach!“ Und unterwegs da drehte sich der kleine Mann um, um zu sehen, ob seine Mutter am Fenster stand, und trabte dann so, mit dem lieben Bild der guten Mutter im Herzen, freudig der Schule zu. So soll das Elternhaus, so soll das Bild der Mutter wie ein Segen das Kind in die Schule und ins Leben begleiten. — Das Ueberlinger Bübchen ist nicht alt geworden. Eine zehrende Krankheit hat ihm frühen Tod gebracht, und wie der kleine Sarg im Schmuck weißer Rosen aus dem Haus getragen wurde, da hat die weinende Mutter gesagt: „Ach, er hat immer verlangt, ich soll ihm noch nachgucken; so will ich halt auch heute dem lieben Kind noch einmal nachschauen,“ und so stand sie denn am Fenster als eine starke Frau und sah ihrem Kinde nach mit wehem Herzen.

Der liebe Gott hat dem Menschen als stärkste natürliche Stütze auf dem Weg durchs Leben die Mutterliebe geschenkt, und so wünsche ich allen lieben Buben und Mädlein, die im neuen Jahr den ersten Schulweg machen, es möchten ihnen zwei liebe Mutteraugen nachschauen, so daß sie nicht straucheln und fallen, sondern brave, lebensstarke, selbstbeherrschte Männer und Frauen werden.

Die gute Mutter

Eine wahre Begebenheit, erzählt von Johann Peter Hebel.

Im Jahre 1796, als die französische Armee nach dem Kriege aus Deutschland jenseits am Rheine lag, sehnte sich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kinde, das bei der Armee war und von dem sie lange nichts erfahren hatte. „Er muß bei der Rheinarmee sein,“ sagte sie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen.“ Und als sie auf dem Postwagen zum St. Johannistor aus Basel hinaus in den Sundgau gekommen war, treuherzig und redselig, wie alle Gemüther sind, die Teilnahme und Hoffnung bedürfen, erzählte sie ihren Reisegefährten bald, was sie auf den Weg getrieben hatte. „Find' ich ihn in Kolmar nicht, so geh' ich nach Straßburg; find' ich ihn in Straßburg nicht, so geh' ich nach Mainz.“ Die anderen sagten das und jenes dazu, und einer fragte sie: „Was ist denn Euer Sohn bei der Armee? Major?“ Da wurde sie fast verschämt in ihrem Zwendigen. Denn sie dachte, er könne wohl Major sein oder so etwas, weil er immer brav war; aber sie wußte es nicht. „Wenn ich ihn finde,“ sagte sie, „so darf er auch etwas weniger sein; denn er ist mein Sohn.“

Zwei Stunden von Kolmar aber, als schon die Sonne sich zu den Elässer Bergen neigte, die Hirten heimtrieben und die Kamine in den Dörfern rauchten, sahen sie, wie die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße haufenweise mit dem Gewehr bei Fuß standen, die Generale und Obersten aber vor dem Lager miteinander sich unterredeten und eine dabeistehende junge Frau von feiner Bildung auf ihren Armen ein Kind wiegte. Die Frau im Postwagen sagte: „Das ist auch keine gemeine Person, da sie nahe bei den Herren steht. Was gilt's, der, welcher mit ihr redet, ist ihr Mann.“ Der geneigte Leser fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Postwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahnung, so nahe sie an ihm vorübergefahren war, sondern bis nach Kolmar hinein war sie still und redete nimmer. In der Stadt im Wirtshaus, wo schon eine Gesellschaft an der Mahlzeit saß und die Reisegefährten sich auch noch hinsetzten, da war ihr Herz recht zwischen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, da sie ja jetzt erfahren konnte, ob niemand ihren Sohn kenne, ob er noch lebe und ob er etwas sei; doch hatte sie nicht den Mut, zu fragen. Denn es gehört ein Herz dazu, eine Frage zu tun, wo man das Ja

so gern hören möchte und das Nein doch möglich ist. Auch meinte sie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn sei, nach dem sie frage, und daß sie hoffe, er sei etwas geworden. Endlich aber, als ihr der Diener des Wirts die Suppe brachte, hielt sie ihn heimlich am Kocke fest und fragte ihn: „Kennt Ihr nicht einen bei der Armee, oder habt Ihr nicht von einem gehört so und so?“ Der Diener sagte: „Das ist ja unser General, der im Lager steht; heute hat er bei uns zu Mittag gegessen,“ und zeigte ihr den Platz. Aber die gute Mutter gab ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte, es sei Späß. Der Diener ruft den Wirt; der Wirt sagt: „Ja, so heißt der General.“ Ein Offizier sagt auch: „Ja, so heißt unser General,“ und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja, so alt kann er sein,“ und: „Ja, so sieht er aus und ist von Geburt ein Schweizer.“ Da konnte sie sich nicht mehr halten vor innendiger Bewegung und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche,“ und ihr ehrliches Schweizer Gesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich vor so vielen Leuten, daß sie eines Generals Mutter sein sollte, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirt sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, dann laßt herzhafte Euer Reisegepäck von dem Postwagen abladen und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Kaleschlein anspannen lasse und Euch hinausführe zu Euerm Herrn Sohn ins Lager!“

Am Morgen, als sie in das Lager kam und den General sah, ja, so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte und seiner Gemahlin sagte: „Das ist sie,“ da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe und die Hoheit und die Demut schwammen ineinander und gossen sich in Tränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute den Thronen fand, als darüber, daß sie ihn gestern schon gesehen hatte. Als der Wirt zurückkam, sagte er, das Geld regne zwar nirgends durch den Kamin herab, aber 200 Franken wären ihm nicht so lieb, als gesehen zu haben, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannt und sein Glück gesehen hätte, und der „Hausfreund“,

der die
Eigenschaft
so ger

Es ei
ward;
Anschu
funden
aber ich
rechtlich
erfuhr,
da tat
und fi
aber n
eilte si
Verich
burg,
sich ih
Gnade
und d
Braf
nicht a
selbst
den ge
dem a
sprach
„Die G
nun, e
Berste
Da sta
schwam
dem a
auf.

der dies erzählt, sagt: „Es ist die schönste Eigenschaft im menschlichen Herzen, daß es so gerne zusieht, wenn Freunde oder Ange-

hörige unversehrt wieder zusammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln oder vor Rührung mit ihnen weinen muß.“

✱

Wie eine Mutter liebt

Erzählt von Karl Müllenhof.

Es geschah einst, daß ein junger Mensch eines schweren Verbrechens angeklagt ward; und wie hoch und teuer er auch seine Unschuld versicherte, er ward für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Er war aber der Sohn einer Witwe, einer armen, rechtschaffenen Frau. Als nun die Mutter erfuhr, daß ihr geliebtes Kind sterben sollte, da tat sie zuerst einen entsetzlichen Schrei und fiel bewusstlos zur Erde nieder. Kaum aber war sie wieder zu sich gekommen, so eilte sie in ihrer Angst ihres Herzens zu dem Gerichtsherrn, dem Grafen von der Schadenburg, der das Todesurteil gefällt hatte, warf sich ihm zu Füßen und bat flehentlich um Gnade für ihren Sohn, den einzigen Trost und die einzige Stütze ihres Alters. Der Graf blieb lange unerbittlich, aber sie ließ nicht ab zu flehen und dem Grafen ward es seltsam und schier unheimlich zu Mute bei den gewaltigen Worten, die die Mutterliebe dem armen Weibe in den Mund legte. Da sprach er endlich, nur um sie loszuwerden: „Die Sonne steht jetzt im Mittag, kannst du nun, ehe sie untergeht, mir noch drei Acker Gerste schneiden, so soll dein Sohn frei sein.“ Da stand die Mutter auf, ging aufs Feld und schwang die Sichel. Ein Schwaden sank nach dem andern nieder, sie schaute nicht um und auf. Die Leute aus dem Dorfe liefen her-

bei und beteten und weinten, und der Graf selber kam des Weges geritten und sah erschüttert die alte Frau, die da um ihres Kindes Leben mit übermenschlicher Kraft arbeitete. Er ließ einen Krug edlen Weines holen und bat sie, sich durch einen Trunk zu stärken, aber sie hörte seine Worte garnicht; unaufhörlich schwang sie die Sichel. Bald lag der eine Acker, dann der zweite. Immer tiefer sank die Sonne. Der Mutter ward es schwarz vor den Augen, die Knie schwankten ihr, sie wollte umsinken. „Herr Jesu, hilf!“ flüsterten ihre bleichen Lippen, und sie raffte ihre letzte Kraft zusammen; die erlahmenden Arme rührten sich wieder, der Schwindel wich. Jetzt ging die Sonne unter, und eben, als der letzte Strahl verschwand, fiel auch der letzte Halm. „Dein Sohn ist frei!“ rief der Graf, und alles Volk brach in ein lautes Jubelgeschrei aus. Die Mutter aber stand bewegungslos auf dem Acker. Ihre Lippen bewegten sich in stummem Gebet, sie hob Augen und Hände zum Himmel empor, ein seliges Lächeln umspielte ihr Antlitz, dann sank sie leblos zusammen. Die übergroße Anstrengung und die Freude über das kaum gehoffte Gelingen hatte sie getötet. Unter dem Schluchzen der ganzen Gemeinde trug man sie vom Felde.



TOD DER MUTTER

Don
Friedrich Schiller

+

Dem dunkeln Schoß der heiligen Erde
Vertrauen wir der Hände Tat.
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rat.
Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönern Los.

Von dem Dome,
Schwer und bang,
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.

Ah! Die Gattin ist's, die teure,
Ah! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schar,
Die sie blühend ihm gebar,
Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust. —
Ah! Des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar;
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war;
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr;
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Vom Grab meiner Mutter komm ich gegangen
Mit blutigem Herzen,
Zerrissen, mit schweren Füßen —
Des Herzens heiligste Zuflucht
Liegt unter der Erden . . .

Mutter! Mutter!
Fortweinen möcht ich dies Leben,
So weh ist mir
Ohne dich.

Mutter, nur einmal noch
Sing mir dein Wiegenlied,
Mutter, sing mich zur Ruh — — Michael Georg Conrad





Zeitgemäßer Psalm

Du hast, o Herr, uns einst geschlagen und besiegt,
Du strafftest uns, — nun schenke uns Erbarmen!

Du hast das Land vernichtet und zerrissen,
Nun heile seine Wunden, denn es droht Gefahr!

Gar harte Not hast du dein Volk verkosten lassen,
Du gabst ihm bittern Wein zu trinken;

Doch den Getreuen übergabst du auch dein Banner,
Auf daß sie für die Wahrheit Zeugnis geben

Und für die Freiheit deiner Auserwählten kämpfen.
Bring Hilfe, Herr, in deiner Kraft und höre uns!



Evangelische Messe

Der protestantische Pfarrer Joh. Lehmann-Colbitz schreibt unter dieser eigenartigen Ueberschrift in der Sonntagsbeilage „Welt und Werk“ der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 7. Sept. 1924:

„Nachdem die Deutschen ein paar Jahrhunderte lang daran gewöhnt worden sind, das Wort „Messe“ kirchlich als typischen Ausdruck für den Gottesdienst der römisch-katholischen Kirche aufzufassen, wundert sich vielleicht einer, von evangelischen Messen zu hören.

Nähe bei Magdeburg in der kleinen Kreisstadt Wolmirstedt, wird am 7. September zum dritten Male Messe gehalten. Es ist ein Bild, das einem Katholiken nichts Besonderes zu zeigen hätte, aber einem Protestanten mindestens neu vorkommt. Schon der Verkehr am Sonntag Morgen wird ihm auffallen, da er Pilgerfahrten nicht kennt. Hier aber feiert der ganze Kreis ein Fest, scheinbar ohne besonderen Anlaß, und schickt dazu seine Kirchgänger zu Fuß und zu Wagen, mit Fahrrad und Eisenbahn. Magdeburg liefert seine Besucher, und manche kommen — man hört es an ihren Gesprächen — von viel weiter her. Die Wege zur Kirche sind mit Grün bestreut, Girlanden hängen über der Pforte. In ihrem Innern ist jede Säule mit Blumen und Kränzen umwunden, das Gestühl, die Kanzel. Am schönsten steht der Altar da, als wäre ein Garten voll Blüten auf ihm geopfert, zwischen denen treppenförmig das stille, zwölffache Kerzenfeuer brennt. Läuten die Glocken, kommt die Geistlichkeit des Kreises in Talaren eingezogen, voran der Superintendent, und in diesem Augenblick setzt von der Orgelmpore der Kirchenchor ein: „Jauchzet dem Herrn, alle Welt!“

Drei Geistliche treten an die Stufen des Chorraums: der Liturg mit seinen Diakonen. Der ganze Gottesdienst ist ein fortwährender Wechselgesang zwischen dem Liturgen, den Diakonen, dem Chor und der Gemeinde. Sechste Partnerin ist die Orgel. Die Predigt ist nur kurz. Sie dauert fünf bis sieben Minuten. Sie unterbricht nach dem ersten liturgischen Höhepunkt die Messe, dann macht sie einer neuen Welle von Gesang und Anbetung, dem Aufstieg zum heiligen Abendmahl Platz. Männer und Frauen, reifes Leben und Jugend knien an dem blühenden Altar, auf eine ihnen bisher unbekannte Weise ergriffen und manche in dem Drang dieses Festes gegen ihre Absicht herangetrieben, von den Stimmen des Chors und der Gemeinde geleitet. Weiße Gewänder tragen der Liturg und die Diakone über ihrem schwarzen Talar.

Neu ist, wenn man nur mit den letzten paar hundert Jahren vergleicht — ein paar hundert Jahre sind eine kurze Zeit; neu ist für viele das weiße Priesterkleid, das Aufgebot mehrerer Pfarrer zu gleichzeitigem Dienst, die vielen Kerzen,

die kurze Predigt, der Wechselgesang im gregorianischen Stil und in Psalmtonen, die Vermehrung der Gesten und Riten. Das öffentliche — und das bedeutet: das gemeinsame — Leben der Menschen ist konservativ, und besonders zäh hält die Kirche an ihren Gewohnheiten fest. Die Verteidiger der Messe berufen sich darauf, daß im Grunde an ihr nichts neu ist. Das weiße Gewand, die sogenannte „Alba“, hat sich auch in der evangelischen Kirche in vielen Gegenden bis heute erhalten. Der reiche Schmuck, der Kerzenglanz, die feierliche Handlung, alles das ist nur Wachstum schon vorhandener Ansätze. Der ganze Gottesdienst folgt — kaum erweitert, nur musikalisch reicher ausgestaltet — der Gottesdienstordnung der preussischen Agende. (Sammlung der gottesdienstlichen und kirchlichen Verwaltungsvorschriften.) Die Ordnung unserer gewöhnlichen Predigtgottesdienste stammt ja auch aus den alten Ueberlieferungen der römischen Messe. Allerdings — sagen die Freunde der Messe — ist dem Ring der Stein ausgebrochen; nun, wir haben ihn wieder eingesetzt: das Sakrament des Abendmahls.

Wohin geht die Richtung, die sich so stark auf das Alte beruft und so tief das Gefühl des Neuen weckt? Man kann sie von verschiedenen Seiten fassen. Der angepredigte, ... mit Ermahnungen überhäufte Mensch, der geduldig wie ein Schulkind auf der Bank saß und fast nur das Recht hatte, seine Ohren und seinen Verstand zu gebrauchen, seht sich, auch die unbenutzten Kräfte seines Geistes, Gesicht und Bewegung, Gemüt und Ahnung im Gottesdienst zu entfalten und zur Verfügung zu stellen. Er hat Durst nach Schönheit. Er ist selbständiger geworden und beugt sich kaum noch der Autorität eines Predigers, lieber der Autorität alter, fester und doch deutbarer Formen und Riten, aus denen die geheimnisvollen Stimmen vergangener Geschlechter zu ihm sprechen. Er empfindet die Einheit der Kirche, der vergangenen und der zukünftigen. Wenn ein Mensch so eingestellt ist, redet die Gottheit im Sakrament zu ihm, während es einem Prediger allein, auch dem besten und reichsten, schwer sein wird, Sonntag für Sonntag eine Gemeinde in die Tiefen des Göttlichen zu bringen. Die Messe enthält das primitivste und ehrwürdigste Symbol der Vereinigung mit Gott: das Essen. So führt die psychologische Beurteilung hinüber zur liturgischen, dogmatischen und kirchengeschichtlichen. Die Sprache der Worte allein ist zu arm für den Dolmetschendienst der unsichtbaren Reiche, darum wird neben ihr die Sprache der Musik, der Farben, der Bewegungen, der ursprünglichsten Lebensregungen verlangt. Man mußte einen Gottesdienst erfinden, der dies alles enthält, wenn es nicht schon einen gäbe: die Messe.“

Son
Ausfü
ein M
„Sieh,
fromm
von M

Krit

Reine
St
den, a
Denn
Recht
man a
des W
treten?

Vor
sagte,
Beamt
für die
innem
ministe
rium a
111 für

Die S
liten r
sehr w
weit si
len in
das Re
das Ne
sagen
ruck
bei St
Protekt
Zahlen
einem
licher
Nun si
tätische
zeugt,
verweic
fassung
verfass
dann o
sollten
darübe
danach
neral
Allerdi
teilen
ließe.
verfüh
nicht v
Ministe
Geheim
ber. A
gende
gelten
sagen

Soweit der protestantische Geistliche. Seine Ausführungen dürften für manchen Katholiken ein Anlaß zu ernstlicher Selbstbeurteilung sein. „Sieh, das Gute liegt so nah!“ ... Valaus, der fromme frühchristliche Dichter und Chorbischof von Aleppo mahnt bereits: „Auf daß man ihn

auf Erden finden könne, baute er sich ein Haus unter der Sterblichen und errichtete Altäre als Krippen, damit die Kirche an ihnen das Leben genießen solle. Niemand tausche sich, hier weilt der König! In den Tempel laßt uns gehen, um ihn zu schauen!“

+

Kritische Bemerkungen zu einer verblüffenden Statistik

Von Friedrich Muder mann S. J.

Keine schwerere Anklage kann gegen einen Staatsbürger oder eine Partei erhoben werden, als die auf Mißachtung der Verfassung. Denn in der Verfassung ist das Recht, und das Recht ist die Grundlage des Staates. Was soll man aber dazu sagen, wenn sogar die Hüter des Vaterlandes die Verfassung mit Füßen treten?

Voriges Jahr erschien eine Statistik. Sie besagt, daß im Auswärtigen Amt auf 80 höhere Beamte 4 Katholiken kommen, im Ministerium für die besetzten Gebiete auf 22 zwei, im Reichsinnenministerium auf 43 vier, im Reichsfinanzministerium auf 119 elf, im Reichsjustizministerium auf 21 einer, im Reichspostministerium auf 111 fünf, im Reichswehrministerium auf 50 zwei. Die Statistik sagt nichts darüber, ob diese Katholiken wirklich praktizierende sind. Sie ist aber sehr wohlwollend. Sie deutet auch nicht an, wie weit sich die Praxis jener maßgebenden Zentren in die untergeordneten Abteilungen und über das Reich hin fortsetzt. Sie verkleinert aber eher das Uebel, als daß sie es vergrößert. Aber eines sagen diese Zahlen, daß sie nämlich der Ausdruck eines Systems sind. Mag man auch bei Stellenbesetzungen Begabung, Zufall, selbst Protektion in Rechnung stellen, ein solches Zahlenverhältnis kann nur heraustrimmen in einem bewußt gehandhabten System grundsätzlicher Unterdrückung des katholischen Volksteils. Nun sichert die Verfassung diesem Volksteil paritätische Behandlung zu. Die Statistik aber bezeugt, daß paritätische Behandlung systematisch verweigert wird. Also wird systematisch die Verfassung verletzt. Wenn Kommunisten die Staatsverfassung wie einen Fehzettel behandeln, dann braucht man dafür kräftige Ausdrücke. Es sollten sich gewisse leitende Stellen bei uns aber darüber klar sein, daß Justitia blind ist und nicht danach fragt, ob sie einen Minister, einen General oder einen gemeinen Mann vor sich hat. Allerdings ist schwer zu sagen, ob sie milder urteilen würde, wenn ihre Binde einen Spalt offen ließe. Denn was man dem ungebildeten und verführten einfachen Untertanen verzeiht, wird nicht verzeihlicher, wenn der Delinquent ein Ministerialrat, und wenn die Organisation kein Geheimbund, sondern die Reichsministerien selber. Will man aber diese einfache, logisch zwingende Betrachtungsweise in diesem Falle nicht gelten lassen, so nehme man ihn von einer sozusagen humanen Seite.

Man beurteilt die vaterländische Haltung eines Menschen mit Recht nach seinem Sinn für Volksgemeinschaft. Aus dem Begriff der Volksgemeinschaft folgt zum wenigsten, daß alle Gruppen und auch Religionsgemeinschaften ihr Recht wird. Und was sehen wir hier? Eine verfassungsmäßig anerkannte „Konfession“, nämlich die Katholiken, wird systematisch um ihr Recht betrogen. Die Katholiken dürfen in Deutschland arbeiten wie die Heloten (Skaven) im alten Sparta, sie dürfen Kanonensfutter sein im Falle eines Krieges, sie dürfen die Leiden einer feindlichen Besetzung tragen, sie dürfen Steuern zahlen und für Nachwuchs sorgen, sie dürfen Stiefelpuger, Schornsteinfeger, Kutcher, Ofenseker und Lakaien werden, ja auch einmal Minister und Kanzler, aber von den Aemtern der Verwaltung sind sie ausgeschlossen. Und das in einem Augenblick, wo der Beweis geliefert, daß gerade in den katholischen Provinzen die staatsverhaltenden Kräfte sitzen, die es verhindert haben, daß Deutschland eine rote Republik geworden, also einem Volksteil gegenüber, von dem jeder mann weiß, daß er, in der gesunden Mitte wohnend, Stetigkeit und ruhige Entwicklung noch am besten sichert. Und dies ganze Dauerattentat auf Ehre und Würde eines starken Drittels deutscher Staatsbürger, ausgeführt von den Aemtern der Reichsregierung, die mehr als irgendjemand in Deutschland die Pflicht hätten, den Geist der Volksgemeinschaft nicht nur zu pflegen, sondern auch zu verkörpern!

Gibt es vielleicht Entschuldigungen für diese Versündigung am Geiste der Nation? Geschieht hier Unrecht am Ende eines Ideals wegen? Werden die Katholiken unterdrückt etwa aus vaterländischen Gründen? Dann müßte man nachweisen, daß sie schlechte Soldaten, schlechte Steuerzahler, unfähige Menschen sind oder dergleichen. Den Nachweis aber hat noch niemand erbracht. Oder ist es die Sorge für die Erhaltung eines gläubigen, reinen Luthertums? Dann würde also das Luthertum verteidigt durch Machtpolitik und dabei nach einem Grundsatz verfahren, der gerade von jenen Kreisen Rom gegenüber ständig als Mißbrauch der Religion zu Machtzwecken vorgeworfen worden. Doch wozu diese Untersuchungen? Wir kennen ja die Leute, die den Kulturkampf gemacht haben. Ideal hin, Ideal her, jedenfalls fällt das Ziel ihrer erhabenen Bemühungen konkret zusammen mit der In-

haberschaft bestbezahlter Stellen — eine allerdings heikle Sache für eine angeblich so opferfrohe vaterländische Kaste.

Kann das so bleiben?, steht am Schluß der Statistik. Andern wir die Frage: Wie wird das anders?

Im katholischen Volke hat eine glückliche Naivität die Kulturkampfstimmung verdrängt. Wir können uns in einem geradezu schalmeienhaften Kulturoptimismus. Manche sind offensichtlich berauscht von den „Erfolgen“ des Katholizismus. Diese Zahlen ernüchtern. Mit Illusionen werden keine Tatsachen beseitigt. Diese Statistik zwingt uns, Kämpfer zu bleiben, wie wir es im Kulturkampf gewesen. Kämpfer für das Recht, das man uns nimmt... Kämpfer für die gleiche Sache dürfen nicht wider einander sein, sondern müssen sich zusammenschließen. Jene nüchternen Zahlen sind eine flammende Anklage gegen alle die Katholiken, die sich in einer solchen Lage vom Gros des katholischen Volksteils abspalten und die gemeinsame Sache schwächen. Und wenn dazu noch der Fall eintritt, daß die, die mit uns den gleichen Glauben teilen, in einer Kaste sichtbar werden, die systematisch den Trägern dieses

Glaubens Luft und Licht in Deutschland nimmt, wie sie das seit Jahrzehnten getan, die es in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit zugelassen hat, daß uns Katholiken im Namen des Sozialismus Freiheiten gegeben wurden, die wir von „Christlichen“ Mitbürgern und Parteien niemals erhalten haben und hätten, was soll man zu solchem Verhalten sagen! —

Traurig sind alle diese Dinge! Wer die Tagungen der katholischen Jugend beobachtet hat, wird gefunden haben, wie diese Jugend am neuen Deutschland mitarbeiten möchte. Wie sie träumt von einer neuen Volksgemeinschaft und einem neuen Staat, der aus ihr erblühen soll. Aufgabe der Ministerien wäre es, eine solche Jugend zu stützen und ihren Eifer zu spornen. Aber das Gegenteil geschieht. Finster abweisend liegen die Staatsgebäude vor uns und zeigen dem jungen Katholiken den Spruch von Dantes Hölle: „Laßt, die ihr eingeht, alle Hoffnung draußen!“ Wie Museen einer eisernen Zeit mußten diese Bauten uns an, wo man Daumenschrauben und Foltergeräte bewahrt. So etwas wie eine geistige Guillotine scheint da aufgestellt für jeden katholischen Kopf der hoch will. Das ist die Lage. Das sagt die Statistik: Ob wir endlich daraus lernen?



Ehre, wem Ehre gebührt

Zum 60. Geburtstag des Herrn Prälaten Dr. Schofer

V. J a u c h - Freiburg.

Am 31. Januar 1926 vollendet einer der um Kirche und Vaterland verdientesten Männer unserer badischen Heimat sein 60. Lebensjahr. Es ist Prälat Dr. Josef Schofer, der bewährte Führer der badischen Zentrumspartei und seit mehr als zwei Jahrzehnten Mitglied des badischen Landtages. Seit langem gehört er zu den einflussreichsten Persönlichkeiten des badischen Landes, von seinen Begnern geachtet, gefürchtet und geschmäht, von seinen Freunden und weiten Kreisen des katholischen Volkes hochgeehrt. Sein Leben ist ein Stück Heimatgeschichte mit all ihren Reizen und Schönheiten, mit all ihren Kämpfen und ihrem heißen Ringen.

Seine Wiege stand mitten im Herzen der Schwarzwaldberge. Am Fuße der Badener Höhe, dort, wo der Weg vom Ober-

bühlertal nach der Bäderstadt Baden-Baden führt, steht sein Elternhaus. Gerne bekennt er sich heute noch als armer Leute Kind, die im Schweiß ihres Angesichtes ehrlich und redlich ihr Brot verdienen mußten. Im Erzählerton seines Landsmanns Alban Stolz hat er erst im letzten Jahr im „Seppele“, (Verlag: Badenia, Karlsruhe) ein lebenswahres Bild gezeichnet von der Wunderwelt seiner Kinder- und Knabenjahre unter dem schützenden Dach eines christlichen Elternhauses, in der goldenen Freiheit der Berge und Wälder und Fluren, in Kirche und Schule der damaligen Zeit. Hier flossen die frischen Quellwasser jener ungekünstelten und kraftvollen Frömmigkeit, die auf die einfachen Lehren des Katechismus gegründet war. Hier liegen die tiefen Wurzeln seiner Heimatliebe, seiner urwüchsigen

Volkstümlichkeit
Befinnung
gleitete
feld, a
„Speze
schlug
busten
stählte,
lischen
Von
frohe
Oberbü
rern se
leben
selten
lichkeit
aber e
ein hei
zu dürf
erzählt
stand i
aus der
lohn so
nehmen
schwer
Das W
Täler,
griff e
Welt f
Völker
zu ero
die Me
fen vo
wieder
die ran
„Ich w
mit un
beiter.
an Ba
erhörl
heute
nun de
Arbeit
jen ist
(Prim
S. 1.)
Im
glücklic
Len d
bis 188
sich un
Intern
wüchsig
Von F
fett un
beide i
Dem g
in den
so groß

nd nimmt
es in un-
hat, daß
es So-
en wur-
n" Mit-
als er-
I man zu
er die Ta-
achtet hat,
agend am
Wie sie
chaft und
ühen soll-
ine solche
i spornen,
abweisend
nd zeigen
n Dantes
Hoffnung
Zeit mu-
Daumen-
So etwas
aufgestellt
will. Das
Ob wir

Volkstümlichkeit und seiner starken sozialen Gesinnung, die ihn durchs ganze Leben begleiteten. Hier war das wechselvolle Kampffeld, auf dem der „Seppel“ mit seinen „Spezeln“ die ersten Kämpfe und Schlachten schlug und Körper und Geist zu jener robusten Kraft und mutigen Angriffslust schälte, die den späteren Führer des katholischen Volkes beseelte und auszeichnete.

Von 1872 bis 1880 besuchte der frische, frohe Bauernbub die Volksschule von Oberbühlertal. Den Seelsorgern und Lehrern seiner Kinderjahre bewahrte er Zeit lebens ein dankbares Andenken, dem er nicht selten in späteren Jahren in aller Deftlichkeit beredten Ausdruck verlieh. Gar bald aber erwachte in dem talentierten Knaben ein heißes Verlangen, weiterstudieren zu dürfen und Priester zu werden. Er selbst erzählt: „Auf einem der Schwarzwaldberge stand vor etwa 45 Jahren ein Knabe, eben aus der Schule entlassen. Um fargen Taglohn sollte er die Spazierwege für die vornehmen Herrschaften ausbessern. Lange, schwer ruhte die Hacke müßig in seiner Hand. Das Auge blickte hinaus über die Berge und Täler, Städte und Dörfer. Sein Herz ergriff ein unbestimmtes Sehnen, die ganze Welt kennen zu lernen, Berge und Flüsse, Völker und Länder, die Bahnen der Sterne, zu erobern all die Erkenntnisse, zu denen die Menschen mit vieltausendjährigem Schaffen vorgezogen. Eben fiel der Blick wieder auf die Hacke, rief den Knaben in die rauhe Wirklichkeit seiner Lage zurück. „Ich will . . . ich muß studieren“, sprach mit ungewöhnlicher Energie der kleine Arbeiter. Nochmals wurde am Abend die Bitte an Vater und Mutter gestellt. Sie ward erhört! Gymnasium und Universität sind heute längst durchlaufen. Die Bücher sind nun des Mannes schönstes Glück und beste Arbeit. Studieren können, studieren dürfen ist ein unschätzbares, großes Glück!“ („Primaner“, Verlag: Herder, Freiburg S. 1.)

Im Jahre 1880, im Herbst wanderte der glückliche Student nach Sasbach in die Lendersche Anstalt, wo er mit Erfolg bis 1886 studierte. Keine Stunde fühlte er sich unglücklich, obwohl damals Schule und Internat in spartanischer Einfachheit, Urvüchsigkeit und Strenge geführt wurde. Von Jugend an war er zur Bedürfnislosigkeit und Anspruchslosigkeit erzogen, die ihm beide im späteren Leben oft zugute kamen. Dem großen Lebenswerk Lenders aber, das in den fünf Jahrzehnten seines Bestehens so großen Segen stiftete, blieb der ehemalige

Schüler stets ein dankbarer Förderer und Gönner bis herein in diese Tage.

Die beiden letzten Jahre seiner humanistischen Studien verbrachte der strebame Primaner am Gymnasium zu Rastatt, das eine so große katholische Vergangenheit aufzuweisen hatte. Hier wurde ihm zum erstenmal ganz klar, was die Säkularisation und eine kirchenfeindliche Schulpolitik der Kirche und dem katholischen Volk geschadet und an idealen Gütern geraubt hat. In Rastatt war damals noch kein Knabenseminar. Der Student wohnte in der Stadt. Seinen Unterhalt verdiente er meist mit Stundengeben. In der Klasse war er unter den ersten. Er genoß die Freuden des Studentenlebens. Aber Freuden in Ehren! Seine religiösen Verpflichtungen standen obenan. So hat es ihm sein Vater gelehrt. Er pflegte edle Freundschaft und Kameradschaft, die wie ein froher Sonnenschein sein ganzes Leben erhellten. Als freier Student hatte er Gelegenheit, die Gefahren und Nöten der „Pennäler“ aus eigener Beobachtung kennen zu lernen. Die Liebe zur studierenden Jugend, zu Kirche und Volk veranlaßte ihn später als Studenten-seelsorger in ersten Worten gegen das geheime Verbindunswesen anzukämpfen in seinem Büchlein: „Burschenband und Bierzipfel am Gymnasium“, Pennäl-Mysterien von Dr. Ernst Geradeaus (2. Aufl. Herder, Freiburg, 1909.) Aus demselben Geiste heraus floß schon im Jahre 1900 „Der Primaner“, ein Appell an die studierende Jugend höherer Lehranstalten, der unterdessen in dritter Auflage bei Herder erschienen ist und mit seinen packenden Belehrungen viel Anklang gefunden hat. Später gab er nicht selten Exzerziten für Mittelschüler, die wegen ihrer gesunden Akzese und ihrer frischen Art tiefen und nachhaltigen Eindruck auf die junge Schar machten. Als Priester hat er manchem Studentlein, das kärglich sich durchbringen mußte, unter die Arme gegriffen und als führender Politiker hat er sich stets warm eingesetzt für die Erhaltung des humanistischen Gymnasiums.

Am 25. Juli 1888 absolvierte der glückliche Mulus als erster von 24 Schülern das Gymnasium in Rastatt und im Herbst ging es frohgemut in die Musenstadt Freiburg, um dort das Studium der Theologie zu ergreifen und sich auf das Priestertum vorzubereiten. Drei Jahre saß er hier zu den Füßen seiner Lehrer an der Universität, von denen allerdings nicht alle den wissenschaftlichen Anforderungen des Hoch-

Baden-
Gerne
er Leute
htes ehr-
mußten.
s Alban
„Sep-
the) ein
er Wun-
benjahre
ristlichen
heit der
a Kirche
er flossen
efinstel-
die auf
nus gen
en Wur-
büchsaen

schullehrers entsprachen. Den nachhaltigen Einfluß übte auf den Rufensohn der damalige Konviktsdirektor Dr. Andreas Schill, der in weitem Umfang seine ganze Richtung bestimmte. Bei ihm lernte er jene Hochschätzung für die Theologie der Vorzeit, besonders eines hl. Thomas von Aquin, jene klare Auffassung des kirchlichen Dogmas, jene opferfreudige Hingabe an das Ideal des Priesterberufes, jene apostolische Liebe zur Kirche und jene freimütige Offenheit, mit der er Mißstände innerhalb und außerhalb des kirchlichen Lebens rügte, Eigenschaften, die ihm in allen Lebensstellungen die Herzen der Menschen gewannen, allerdings nicht selten auch Gegnerschaft und Verfolgung schufen. Schills Wahlspruch: „Alles für Gott und die Kirche, Christi Braut!“ wurde auch für Schofer das Leitmotiv seines ganzen priesterlichen Wirkens. Diejem hochverehrten Lehrer und Erzieher der schon so früh, kaum 40 Jahre alt, aus dem Leben scheiden mußte, widmete Schofer zu seinem 25. Todestag 1920 in dankbarer Liebe ein eigenes Lebensbild: „Dr. Andreas Schill, Konviktsdirektor und Universitäts-Professor“ (Herder, Freiburg 1921), das weiteste Verbreitung, besonders beim priesterlichen Nachwuchs verdient.

Am 6. Juli 1892 empfing der junge Diakon auf den Höhen des Priesterseminars in St. Peter aus der Hand des Erzbischofs Noos die hl. Priesterweihe. Das heißersehnte, mit Opfern erkämpfte Ziel seiner Wünsche war erreicht. Das Priesterseminar mit seinem einjährigen Noviziat, mit seiner lieben Erinnerung an gute Lehrer und Seelenführer, an stille Gebete und Hoffnungen, an traute Stunden im Kreise seiner Mitallumnen blieb ihm stets ein heiliges Land, zu dem er immer wieder gern auch in Zeiten heißester Kämpfe zurückkehrte und Herz und Geist erfrischte.

Und nun ging's in den Weinberg des Herrn. Ausgerüstet mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens, mit einem soliden theologischen Wissen und mit der ganzen Liebe seiner Feuerseele betrat er seinen ersten Wirkungskreis, den ihm sein Bischof in Tauberbischofsheim als Präsekt im Knabenseminar und als Vikar der dortigen Pfarrei anwies. Hier offenbarten sich gar bald seine hervorragenden Anlagen als Jugenderzieher, als Religionslehrer bei den Kindern, als Prediger und Seelsorger. Er ging aber nicht unter in der ordentlichen Seelsorge. In der Aufgeschlossenheit seiner

jungen Priesterseele nahm er überall lebhaftesten Anteil an den Leiden und Verfolgungen seiner Kirche und des treu katholischen Volkes. Sofort arbeitete er eifrig mit an der Redaktion des Tauber- und Frankenboten und fand da reiche Gelegenheit, seine journalistische Begabung in den Dienst der katholischen Presse zu stellen, deren treuester Mitarbeiter, Förderer und Ratgeber in ganz Baden er während seiner 34 Priesterjahre bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Nur wer Gelegenheit hat, seit vielen Jahren vertrauten Einblick in die Arbeitsstube des führenden katholischen Politikers unserer badischen Heimat zu tun, der kann ermessen, wieviele Artikel und Abhandlungen, Flugblätter und Broschüren und Bücher seitdem aus seiner gewandten Feder flossen, wievielen Sitzungen und Beratungen des Augustinusvereins zur Förderung der katholischen Presse er anwohnte, wievielen Verlagen und Zeitungsgründungen er mit Rat und Tat zur Seite stand, wie oft er in Klerus und Laienkreisen vom Apostolat der Presse sprach und den verantwortlichen Schriftleitungen die Pflichten und Aufgaben katholischer Journalistik vor Augen hielt. Neben dem lebendigen Wort ist die Feder seine wirksamste Waffe geworden zum Kampf, zur Verteidigung, zur Begeisterung und zur Belehrung und Aufklärung.

Nicht ganz zwei Jahre blieb Schofer in seinem liebgewordenen Wirkungskreis im Taubergrund. Sein Bischof stellte ihn vor verantwortungsvollere Aufgaben. Auf 14. April 1894 wurde er als Repetitor in das theologische Konvikt nach Freiburg berufen. Unter Leitung seines früheren Lehrers Konviktsdirektor Schill durfte er zusammen mit dem damaligen Repetitor Dr. Julius Mayer unmittelbar mitarbeiten an der wissenschaftlichen und azeitlichen Ausbildung des Klerus der Erzdiözese. Volle 11 Jahre diente er mit der ganzen Hingabe seiner Person dieser verantwortungsvollen Aufgabe. Wohl ein Drittel des heute lebenden Klerus der Erzdiözese ist durch seine Schule gegangen. Vielen war er mehr als Lehrer und Erzieher; er war ihnen priesterlicher Freund und Berater. Seine Lehr- und Erziehtätigkeit zeichnete sich aus durch solide theologische Kenntnisse, durch ein feines teilnehmendes Verständnis für die werdende Priesterseele, durch hohe Begeisterung für die Kirche und die Sache Christi und vor allem durch einen offenen Blick für die Nöten und Bedürfnisse der Zeit. Hier war nichts zu bemerken von irgendeiner Weltfremdheit.

rall leb-
o Verfol-
u Katho-
e eifrigst
auber
da reiche
begabung
esse an
Förderer
während
heutigen
legenheit
Einblick
katholi-
Heimat
e Artikel
nd Bro-
iner ge-
hungen
eins zur
er an
zeitungs-
ur Seite
enkreisen
den ver-
Pflichten
istif vor
en Wort
e gewor-
zur Be-
Aufklä-

hofer in
kreis im
ihn vor
Auf 14.
tor in
t nach
g seines
Schill-
igen Re-
bar mit-
d azeti-
rzdiozese
zen Hir-
ortungs-
es heute
urch seine
mehr als
prieſter-
ehr- und
s durch
ein fei-
die wer-
eisterung
und vor
ie Nöten
ar nicht
emdheit.



Kulrofer Hegne 26.8.21



die da
gefragt
Neb
Nachm
petito
der
Schil
t e n f
gründ
herrid
nur
strecke
Präses
nicht,
Kongr
Stude
beste
die j
Stude
und f
bemüht
Stude
Stude
trauer
Kongr
lungen
mente
warbe
der
leitete
instrui
und je
nahme
und p
besuch
der
er sorg
der
die je
er hat
und ei
Um d
einen
zu gef
de u t
burg,
schiene
Grü n
vere
licher
Krus
läufig
vollen
Maria
400 W
Theolo
aller
Einrid
tenfon

die da und dort der Konvikterziehung nachgesagt wird.

Neben der Erziehung des priesterlichen Nachwuchses oblag dem arbeitsfrohen Repetitor die Studentenseelsorge an der Universität Freiburg. Schon Direktor Schill hatte die Marianische Studentenkongregation im Jahre 1886 gegründet, die sich aber wegen der damals herrschenden Jesuitenhege und Jesuitenangst nur auf die Theologen des Konvikts erstrecken durfte. Als der neue Repetitor Präses der Kongregation wurde, ruhte er nicht, bis dieser Bann gebrochen und die Kongregation zur Trägerin der gesamten Studentenseelsorge wurde. Sie hatte ihre beste Stütze in den Theologen des Konvikts, die jedes Semester sämtliche katholischen Studenten von Haus zu Haus aufsuchten und für die Kongregation zu gewinnen sich bemühten. Aber auch in den katholischen Studentenverbindungen und bei den freien Studenten hatte die Kongregation ihre Vertrauensleute, die für den Beitritt in die Kongregation und den Besuch der Versammlungen und den Empfang der hl. Sakramente unter ihren Kommilitonen eifrigst warben. Der Präses ward die Seele der ganzen Kongregation. Er leitete und begeisterte den Magistrat; er instruierte jedes Semester die Approbanden und sorgte für eine möglichst feierliche Aufnahme; er stand alle 14 Tage auf der Kanzel und predigte vor gefüllter Konviktskirche; er besuchte am Abend oft die Zusammenkünfte der Studentenverbindungen und Vereine; er sorgte zum erstenmal für Exerzitien der Akademiker droben auf Neusäckel, die seitdem jedes Jahr gehalten wurden; er hatte für alle, die ihn besuchten, stets Zeit und eine offene Türe und eine offene Hand. Um den jungen Söhnen der Alma mater einen zuverlässigen Wegweiser in die Hand zu geben, verfaßte er den „Kompaß für deutsche Studenten“ Herder, Freiburg, der seitdem in 5. und 6. Auflage erschienen ist. Er war es auch, der 1908 die Gründung des kath. Studienvereins zur Unterstützung armer weltlicher Studenten am wirksamsten betrieb und Klerus und Volk zur Gefreundigkeit unablässig ermunterte. Dieser rastlosen und mühevollen Arbeit war es zu verdanken, daß die Marianische Studentenkongregation bald über 400 Mitglieder zählte, darunter etwa 120 Theologen und 280 weltliche Studenten aller Fakultäten. Mit dieser mustergiltigen Einrichtung wurde die Marianische Studentenkongregation in Freiburg bahnbrechend

und vorbildlich für die gesamte Studentenseelsorge an den Universitäten und Hochschulen Deutschlands. Für die Theologen des Konvikts aber war die Mitarbeit in der Kongregation und Studentenseelsorge der beste Einführungs- und Anschauungsunterricht für das spätere Wirken in Kongregationen und Vereinen.

Die arbeitsreichen Jahre im theologischen Konvikt und in der Studentenseelsorge zählt heute der Sechszigjährige zu den schönsten und glücklichsten seines Lebens. Mitten in dieser Arbeit erwarb er sich den theologischen Doktor. Als im Jahre 1904 nach dem Weggang des Direktors Freidhof die Stelle des Leiters des theologischen Konvikts neu zu besetzen war, glaubte jedermann, daß Schöfer im Hinblick auf seine langjährige Bewährung der gegebene Nachfolger sei. Aber die Regierung in Karlsruhe, der die Liste der Kandidaten vorzulegen war, wollte es anders. Er war dort nicht genehm und verdächtig. Deshalb mußte er weichen. Die Vorsehung hatte anderes für ihn bestimmt. Sie führte den unermüdbaren Lehrer und Erzieher, wenn auch unter bitteren Erfahrungen, heraus aus der Abgeschlossenheit der Konviktsmauern und stellte ihn nach 11 jähriger Vorbereitung an den Posten, auf dem er seit mehr als zwanzig Jahren für Kirche und Vaterland so Hervorragendes geleistet hat.

Nicht persönlicher Ehrgeiz führte ihn auf das Kampffeld des öffentlichen Lebens. Für seine durchaus priesterliche Seele blieb die politische Arbeit immer ein Opfer, eine harte Pflicht. Ihn trieb die Liebe zum Volk, das Pflichtbewußtsein und nicht zuletzt die Erkenntnis, daß auch im politischen Leben vitale Interessen der Kirche und des Reiches Gottes zu verteidigen sind. Sein Lehrmeister und Vorbild war Theodor Wacker, in dessen Pfarrei er schon als Repetitor öfters wirkte und dem er bis an sein Lebensende ein treu ergebener Beg- und Kampfgenosse war. Er war es auch, der dem hochverdienten Führer des katholischen Volkes in Baden, dem Schöpfer der badischen Zentrumspartei, nach seinem Heimgang im Jahre 1921 eine Lebensbeschreibung widmete unter dem Titel: „Erinnerungen an Theodor Wacker“, (Badenia, Karlsruhe), die ein Stück Geschichte der katholischen Bewegung in Baden seit einem halben Jahrhundert darstellt.

Der junge Politiker hatte keine leichte Aufgabe! Sein Eintritt ins Politische fiel zusammen mit dem Beginn der Groß-

Blockära in Baden. Nachdem Wader mit Hilfe der Demokraten und Sozialdemokraten die Allmacht des alten Kulturkampf-liberalismus gebrochen hatte, schlossen sich die feindlichen Brüder zusammen, um den wachsenden Einfluß des Zentrums zu zerschmettern. Schofer begann seine politische Laufbahn mit einem gründlichen Studium der Geschichte des Großherzogtums Baden, vor allem der kirchenpolitischen Geschehnisse. Die Vorliebe für das Studium der katholischen Bewegung in Baden und in Deutschland in den letzten Hundert Jahren bewahrte er bis auf den heutigen Tag. Er ist heute wohl einer der besten Kenner der kirchenpolitischen Vorgänge unserer badischen Heimat. Diesem Studium verdanken wir das Lebensbild von „Bischof Lothar von Kübel, sein Leben und Leiden“ (Freiburg, Herder 1911), unstrittig die beste literarische Arbeit Dr. Schofers.

Als dann der erste Wahlkampf 1905 begann, warf er in Flugblattform jene berühmten gewordenen Plaudereien des „Waldmichel“ unter das Volk, wo er auf Grund genauer Quellenstudien das ganze Sündenregister des alten Liberalismus wie in einem Spiegel den katholischen Glaubensbrüdern vor Augen hielt. Der „Waldmichel“ erregte ungeheures Aufsehen im Lager der Gegner und zog deren ganze Wut auf den Verfasser. Da man ihn nicht widerlegen konnte, suchte man ihn mit Schmähungen und Verleumdungen, mit Spott und Hohn abzutun. Aber es ging nicht lange, da mußten auch seine erbittertsten Gegner seine umfangreichen Kenntnisse, seine unermüdlige Arbeitskraft, seine Schlagfertigkeit, seine politische Umsicht, seinen ehrlichen Willen und seine persönlichen Anlagen respektieren und achten. Gar bald zählte Schofer zu den markantesten und einflußreichsten politischen Persönlichkeiten des badischen Landes, deren Einfluß seit den Tagen des Zusammenbruches und der politischen Umwälzung erheblich gewachsen war.

Im katholischen Volk und in den Kreisen seiner Partei erwarb er sich das Vertrauen in weitestem Umfang durch seine rastlose Versammlungstätigkeit, sein unerschrockenes Eintreten für die verfassungsmäßigen Rechte und Freiheiten des katholischen Volksteils, durch seine warme Teilnahme an den Nöten des Volkes, besonders der unteren Schichten und des Mittelstandes in Stadt und Land, durch seinen goldenen Humor und seine stets helfende Hand. Seine Fraktion aber erkannte bald seine politische Begabung, übertrug ihm verantwortungs-

volle Referate im Landtag und legte gar bald die Organisation und die Leitung der Partei vertrauensvoll in seine Hand, wenn er auch letztere in pietätvoller Weise erst übernahm, als Wader das Zeitliche gesegnet hatte.

Seit der ersten Wahlschlacht 1905, die einen vollen Erfolg brachte, hat Schofer Schulter an Schulter mit seiner politischen Gefolgschaft sämtliche Wahlkämpfe in Baden in den letzten 20 Jahren unter den wechselvollsten Verhältnissen mit Energie und Geschick vorbereitet und oft mit größten persönlichen Opfern durchgeführt.

Wer zählt die Flugblätter und Broschüren, die Zeitungsartikel und literarischen Abhandlungen, die Beratungen und Sitzungen, die Versammlungen und Tagungen, die alle dem einen großen Ziele dienten, das Volk aufzuklären und bei Land- und Reichstagswahlen für die Ideale der Zentrumspartei zu gewinnen.

In den Wirren der Novemberrevolution und der Nachkriegszeit war er es, der an der Spitze seiner Fraktion die Zügel des politischen Lebens wieder aufgriff, die Revolution mit ihren Zerstörungstendenzen flug und entschieden abbog und unter unsäglichen Mühen und Kämpfen, Ruhe und Ordnung im badischen Lande sicherstellte. Diese mutige Tat gehört zu den größten Verdiensten, die sich Schofer mit seinen Getreuen um seine badische Heimat erwarb. Schofer hängt mit jeder Faser seines Herzens an Volk und Vaterland. Als im Jahre 1914 der große Krieg ausbrach, da griff er alsbald zur Feder und schrieb mit anderen Erwägungen, Aussprachen und Predigten unter dem Titel: „Die Kreuzesfahne im Völkerkrieg“ (Freiburg, Herder 1914). Im Kreuz allein ist Sieg und Heil! Und als er sah, daß der Krieg länger dauere, meldete sich der Fünzigjährige freiwillig zur Feldseelorge und zog Ende November zu den Truppen und harrte aus bis zum Zusammenbruch 1918. Trotz der vielfachen Strapazen, mancher stiller Widerstände, mancher trüben Beobachtungen fühlte sich Schofer niemals glücklicher als in der Seelorgearbeit bei seinen badischen Vorgesetzten. Selbst vom Felde aus erfüllte er die Aufgaben, die ihm im badischen Landtag und als Führer der Zentrumspartei oblagen. Und als im November 1918 auch in Baden alles drunter und drüber ging, da wurde Schofer von allen Seiten bestürmt, möglichst rasch nach seiner Heimat zu kommen, um

dort d
Liebe
Bögern
men.

Was

partei

Jahrze

keit,

heit

Feind

Erfassu

christl

danke

Lebens

der m

sehen

und des

lichen

Volkste

berchie

christlich

galt sei

freieung

religiös

vollen

Liberal

Zeitgei

lichen

gions-

völligen

gegenü

des tre

lichen

festigun

Gebiet

Der

schwer

oft auch

ihn die

glimpfu

oder er

Feind

noch in

Sache

seine

tungen

derer,

Kraft

einsetzte

Die

in den

Führun

war au

kirchenp

werte

wußtfei

Trost u

Jahr d

lich!

y

dort die Führung zu übernehmen. Aus Liebe zu Volk und Heimat hat er ohne Zögern diese undankbare Arbeit übernommen.

Was dem Führer der badischen Zentrums-
partei in allen Wirrnissen der letzten zwei
Jahrzehnte jene Sicherheit und Festig-
keit, jene Mäßigung und Klug-
heit verlieh, die des öfteren Freund und
Feind anerkennen mußten, war die klare
Erfassung und treue Hingabe an die großen
christlichen Ideen und Zeitge-
danken des sozialen und politischen
Lebens der Völker und Nationen: Aufbau
der menschlichen Gesellschaft auf den Ge-
setzen und Forderungen des Naturrechtes
und des Christentums; Vertiefung des christ-
lichen Geistes in Familie, Erziehung und
Vollksleben; Ausgleich der Interessen der
verschiedenen Stände und Klassen im Sinne
christlichen Gemeinschaftsgeistes. Darum
galt seine Kraft und seine Arbeit der Be-
freiung und Entkettung der großen sittlich-
religiösen Kräfte der Kirche aus den schmach-
vollen Fesseln eines kulturkämpferischen
Liberalismus und eines gottentfremdeten
Zeitgeistes, der Entgiftung des unchrist-
lichen Sozialismus vom schlimmsten Reli-
gions- und Kirchenhaß, der Erkämpfung
völliger Gleichberechtigung der Katholiken
gegenüber einer systematischen Hetzierung
des treu katholischen Volkes in der staat-
lichen Verwaltung, der Erhaltung und Be-
festigung der religiösen Belange auf dem
Gebiet der Erziehung in Schule und Familie.

Der Kampf um diese Ideale war hart und
schwer die Arbeit. Bitter und herb waren
oft auch die Enttäuschungen. Zwar konnten
ihn die Angriffe und persönlichen Verun-
glimpfungen der Gegner nie irre machen
oder entmutigen. Im Gegenteil! Viel
Feind, viel Ehr! Verfolgungen waren
noch immer das Los der Streiter für die
Sache der Gerechtigkeit. Dagegen empfand
seine Seele manchmal schwer die Krän-
kungen und Mißkennungen in den Reihen
derer, für deren Interessen er seine ganze
Kraft in der besten und lautersten Absicht
einsetzte.

Die Arbeit der badischen Zentrums-
partei in den beiden letzten Jahrzehnten unter
Führung des Herrn Prälaten Dr. Schofer
war auf allen Gebieten, nicht zuletzt auf
kirchenpolitischem Gebiet, mit beachtens-
wertem Erfolg gekrönt. Dieses Be-
wußtsein mag dem ergrauten Führer ein
Trost und eine Freude sein, wenn er dieses
Jahr das 60. Lebensjahr vollendet. Frei-
lich! Niemand weiß es besser und nimmt

öfters Gelegenheit, darauf hinzuweisen, daß
die Kräfte des Umsturzes und des Kultur-
kampswillens noch keineswegs gebrochen
sind, daß wir Katholiken zu allzugroßer
Vertrauensseligkeit keinen Anlaß haben.
Darum immer wieder seine Mahnung
an die Katholiken in Land und
Reich: Zusammen zu halten, die Einheit und
Geschlossenheit zu bewahren, ihre Organisa-
tionen und ihre Presse auszubauen und
politisch jederzeit ihre Pflicht zu tun. Nur
eine starke Zentrums-
partei ist das sicherste
Bollwerk für die Wohlfahrt des Volkes
und die Freiheit der Kirche.

Außenstehende haben im Laufe der Jahre
da und dort den Eindruck gewonnen, als
wäre Prälat Dr. Schofer nur Politiker.
Diese Beurteilung wäre ganz falsch. Schofer
ist im tiefsten Grunde Priester und
Diener seiner Kirche. Mitten in seinen par-
lamentarischen und politischen Arbeiten trieb
es ihn immer wieder zur Seelsorge. So-
lange seine Gesundheit gut war, gab es
fast keinen Sonntag, an dem er nicht auf der
Kanzel das Wort Gottes verkündigte, im
Beichtstuhl aushalf oder im katholischen Ver-
einsleben mitarbeitete. Ja nicht selten hat
er auch unter der Woche nach des Tages
harter Arbeit am Abend in Vereinen und
Kongregationen religiöse Vorträge gehalten.
Bis zum Ausbruch des Krieges hat er neben
seiner politischen Arbeit den Volksver-
ein für das katholische Deutschland in
Baden betraut und dessen Einführung in
etwa $\frac{2}{3}$ der Pfarreien der Erzdiözese Frei-
burg erreicht. Er hat bis in den Krieg her-
ein die Marianischen Konvaleszenz-
stationen aller Stände als Diözesanpräses
geleitet und ihm ist es hauptsächlich zu ver-
danken, wenn in der Erzdiözese Freiburg
die Kongregationsbewegung einen so mäch-
tigen Aufschwung genommen hat. Ja, er
pflegte mit besonderer Sorgfalt die Dienst-
boten - Vereinsbewegung und
stellte ihnen als Diözesanpräses der kathol.
Dienstbotenvereine aus den Werken von
Alban Stolz ein schönes Büchlein: „Alt-
modisches für moderne Dienst-
mädchen“ (Freiburg, Herder 1912) zu-
sammen. Er hielt die engste Fühlung mit
den katholischen Arbeitervereinen und der
christlichen Gewerkschaftsbewegung und
sprach nicht selten in den katholischen
Jugend-, Jungmänner- und Gesellenver-
einen. Seine tiefste Ueberzeugung ist es:
Die Welt kann nur gerettet werden durch
den Sauerteig des Christentums. Der Geist
Christi muß das ganze Familien- und Volks-
leben durchdringen; das Kreuz Christi muß

das Völker- und Staatsleben regieren, muß die Kinder- und Jugendziehung und die Schule beherrschen, muß auch im sozialen und wirtschaftlichen Leben Norm und Richtung geben. Dem Kreuze Christi galt seine

ganze Lebensarbeit in den verfloßenen sechzig Jahren. Möge eine gütige Vorsehung den erprobten Führer seinem Volk und seiner Kirche noch lange in Gesundheit und Friihe erhalten!



Zwei Zeitgedichte

Don August Ganther

's Herz

D'r Moler molt ebbs uf d'r Disch
Mit roder Krid. Was des au isch?
's isch ebbs Grohes, ebbs Nett's.
E Herz isch 's, un diar Kamme hät 's.

's klei Klärli, 's Rösli un d'r Bros,
Dia mache Auge rädligroß,
„Nei, isch d'r Dadder g'schickt un g'schled!
Was der ka mole mit d'r Krid!“

Er seht ne alles usenand
Mit winig Wort un viel Verstand,
Dia 's isch krampft un streckt — — un so
's Bluet zwingt durch all Odre z' geh.

's klei Klärli frog: „Du, Dadder, sag,
Hat denn mi Herzli au e Schlag?“
„Ja“, lacht d'r Alt, „s macht allviel bumm
Un tribt 's rot Bluet im Rindli rum.“

Un 's Rösli fait: „I g'püer 's ganz guet,
Dia 's untrem Schürzli bummre duet.“
D'r Bros, d'r brav, der schaut un schaut
Un frog: „Sin all Lütt so baut?“

„Jo“, knappt d'r Moler druf, „Jo, Jo!
Dia allermeischi sin eso.
Bi üs do owe uf em Wald
Isch 's Herz ganz glich bi Jung un alt.

Doch drüme in Amerika
Mueß 's Dolk e andri Bauart ha.
Döri bamblet schwer un kroddebreit
E Geldsack, wo m'r 's Herz sunsch trait.“

Arms Düttschland

Dia isch 's llab Düttschland als in alde Zidde
Dog'stande ufrecht, stolz un stark un mächtig!
Drigluegt hat 's mia ne Eich, so stramm un prächtig,
D'urkräftigst, u'b'stridde.

Doch Meddersturm sin kumme, grusig schlimmi.
Un lueg au! 's Düttschland, 's guet, isch z'fämmebroche,
Raubvög'l rupfe rum an sine Knoche.
O, 's regt sich schiar nimmi!

Dia stolz als g'fahre sin, dia Prohe-Brocke,
Dia gib'n seth z'fueh un müesse grusig spare.
Un dia als gange sin, di düen seth fahre
Un sotte doch — hocke!

Nach
in der
und U

im Jo

191
191
191
191
191
191
192
192
192
192
192

Die
und 1
hervor
interes
wird
wiewie

Rusm
üb

im Jahre	an
1920	
1921	3
1922	10
1923	40

Austritte (Uebertritte) aus der kath. Kirche

Nach den Angaben des Ministeriums des Kultus und Unterrichts sind in Baden in den Jahren 1914—1924 folgende Aus- und Uebertritte aus der kath. Kirche erfolgt:

im Jahre	Aus- und Uebertritte		Uebertritte	
	im ganzen	davon unter 16 Jahre alt	zur evangelischen Kirche	zur altkathol. Religionsgemeinschaft
1914	740	260	346	32
1915	383	157	249	10
1916	372	137	280	6
1917	384	186	260	3
1918	489	195	321	7
1919	1068	340	400	19
1920	1851	452	498	22
1921	1877	493	650	20
1922	1202	309	486	19
1923	984	237	405	7
1924	1045	257	427	12

Die Zahlen der Jahre 1914, 1915, 1919 und 1920 sowie 1924 sind absichtlich fett hervorgehoben; ihr Vergleich ist schmerzlich interessant und lehrreich. Und dieser Vergleich wird noch lehrreicher, wenn man beachtet, wieviel der Austritte gleichzeitig Uebertritte

zur evangel. oder altkath. Religionsgemeinschaft gewesen sind. 1914 von 740 Gesamtaustritten 346 Uebertritte zur evang. Kirche und 32 Uebertritte zur altkathol. Kirche, demnach 362 sonstige Austritte, die ein Aufgeben des Christentums in jeder Form bedeuten. 1920 von 1851 Gesamtaustritten nur 498 Uebertritte zur evangel. und 22 Uebertritte zur altkathol. Kirche, dagegen 1361 Ausscheidungen aus dem christlichen Bekenntnis überhaupt!

Im Vergleich mit den obengenannten Zahlen ergibt sich für die evangel. Kirche für die markant hervorgehobenen Jahre folgendes Bild:

im Jahre	Aus- und Uebertritte		Uebertritte	
	im ganzen	davon unter 16 Jahre alt	zur katholischen Kirche	zur altkathol. Religionsgemeinschaft
1914	658	272	134	—
1915	313	130	101	4
1919	1334	442	152	16
1920	2493	681	189	6
1924	1408	350	271	9

Auswanderungen aus Baden nach überseeischen Ländern 1920—23

im Jahre	Zahl der ausgewanderten Badener			Bestimmungsland							
	Männlich	Weiblich	Zusammen	Europa		Amerika		Afrika		Asien	
				Männlich	Weiblich	Männlich	Weiblich	Männlich	Weiblich	Männlich	Weiblich
1920	12	7	19	—	—	12	7	—	—	—	—
1921	357	282	639	13	1	338	276	6	5	—	—
1922	1074	973	2047	9	1	1051	962	13	10	1	—
1923	4087	3067	7154	6	4	4063	3053	17	8	1	2

Eheaufösungen in Baden durch gerichtliches Urteil

(Die erste Zahl nennt jeweils das Jahr, die zweite die Gesamtanzahl der Ehescheidungen des betreffenden Jahres)

1914: 481	1919: 730
1915: 251	1920: 1156
1916: 269	1921: 1069
1917: 319	1922: 1017
1918: 435	1923: 955



Allerhand Humor



Humor und Witz im Sprichwort

Literarische Studie von Frh. Leutenthaler

In den Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten ist eine Fülle von beachtlichem Humor und Witz aufgespeichert. Dieser Witz ist kein müßiger und unfruchtbarer, wie sonst vielfach, sondern ein wirksamer, Leben und Geist befruchtender; er steht im Dienste der Lebensklugheit und Lebensweisheit und lehrt das Richtige und Rechte erkennen und fördern. Dies mußte schon der weise König Salomo, und er sagte deshalb: „Rufet nicht die Weisheit und die Klugheit läßt sich hören? Dessenlich am Wege und auf den Straßen stehet sie! Merket ihr Albernheiten, den Witz, und ihr Toren, nehmt es zu Herzen!“

Man nennt das Sprichwort deshalb mit Recht „Die Weisheit auf der Gasse“, denn diese ist nicht bloß die Geburtsstätte des Witzes, sondern auch der Ort, wo das Sprichwort am meisten Gelegenheit hat, seinen Witz an den Mann zu bringen und seine Laune zu üben. Es ist ein Stück öffentlicher Meinung und in gewissem Sinne klüger und witziger als jeder Einzelne, es ist ja aller Leute Witz. Es ähnelt darin dem Volkslied, denn es ist wie dieses nie gemacht worden, sondern ganz absichtslos entstanden. Auch sein Verfasser ist wie beim Volkslied unbekannt, denn es ist kein anderer, als der Volksgeist selbst; was dieser aber schafft, das übergibt er allezeit, ob Lied, ob Spruch, wie ein fliegendes Blatt den Winden; diese tragen es hierhin und dorthin und überall wird es

vom Volke als sein besonderes Eigentum erkannt und begrüßt.

Am anziehendsten wird das Sprichwort dort, wo es die Schalkskappe aufsetzt und den Leuten in seiner Art „mutwillig, witzig und witzig“ jagt, wie es ist im Leben und wie es sein sollte. Mag dann der Getroffene zu den naseweisen Ausprüchen ein griesgrämiges Gesicht machen oder es schmähnen, er kann sich doch dem Einfluß seiner Wahrheitsliebe, Offenheit und Ehrlichkeit nicht entziehen und schließlich kommt ihm noch selbst das Lachen an über alle urwüchsig und derbe, aber immer frische und gesunde Komik des Sprichwortes oder Spruches, die ihm das eigene durch Flecken und Tadel verunzierte Seelengesicht zeigen. Wie die „lustige Person“ in der altdeutschen Volkskomödie, teilt das Sprichwort mit seiner Britsche wohlgezielte Siege nach allen Seiten aus und keiner von allen verfehlt je das Ziel. Ihm aber deshalb böse zu sein, gelingt nur dem Stolzen und Hochfahrenden, der sich für vollkommen hält; der gewöhnliche und lebenserfahrene Mensch nimmt sich die im lustigen Kleide gebotene Lebenslehre zu Herzen und liebt das lebenskluge Sprichwort wie einen guten, wohlmeinenden Freund.

Das Sprichwort trifft meist nicht den lebensklugen, den durch mannigfache Erfahrungen weise Gewordenen, sondern den lebensnarren, den lebensverschwender oder Toren, die nicht wissen, wie sie das Leben zu-

bringe
ziehen
die „d
lassen“
Hände
heilig
Heilig
Dedm
chen m
geblaf
gen, d
husten
Nimm
mit de
was n
das S
Auge
heiten
Torhei
X für
verbor
chen i
nicht u
dern u
das S
zieher
will, d
für da
gende
Worte
Das
denf
nen un
nicht.“
fender
nicht m
die Dor
— „S
nicht i
die Zi
nicht n
sieht, n
Vom
brauch
weder
kann's
„Er ta
Draten.
Das
und D
Art vo
besonde
heiligte
nicht a
schlafen
— „Es
fallen.“
der dick
ligtum

bringen sollen, um einen Nutzen daraus zu ziehen. Die Faulen und Trägen geißelt es, die „den lieben Gott einen guten Mann sein lassen“, weil sie keine Lust haben, selbst die Hände zur Arbeit zu rühren; auch die Scheinheiligen und Heuchler, die mit Tugend und Heiligkeit bloß liebäugeln, und beide als Deckmantel für ein gottloses Leben gebrauchen möchten; die Prahlhanse auch, die Aufgeblasenen und Vorwitzigen, die Ueberflügen, die „das Gras wachsen und die Flöhe husten hören“, die Geizigen „vom Stamme Nimm“, die Leute alle, die mit sich selbst und mit der Welt im Unreinen sind, bei denen etwas nicht in Ordnung ist. Alle diese greift das Sprichwort an und hat ein gar scharfes Auge für alle ihre Schwächen und Verfehrtheiten und auch eine scharfe Zunge für alle Torheiten; es läßt sich von ihnen nicht ein K für ein U machen und deckt alle noch so verborgen gehaltenen Schäden und Gebrechen ihres Lebenswandels schonungslos auf, nicht um bloß zu geißeln und zu strafen, sondern um zu mahnen und zu bessern; so wird das Sprichwort ein gar vortrefflicher Erziehler und wer sich von ihm erziehen lassen will, der hat in ihm den besten Lehrmeister für das ganze Leben. Also mag, wer folgende Sprichwörter liest, sie aufnehmen wie Worte aus Erziehermund.

Das Sprichwort gibt dem Faulen zu bedenken: „Wer sich im eigenen Hause beregen und beschneien läßt, dem hilft auch Gott nicht.“ Oder es mahnt und spottet: „Schlafender Fuchs fängt kein Suh.“ — „Wer nicht mahlen will, kriegt kein Mehl.“ — „Wer die Dornen scheut, kommt nicht in den Busch.“ — „Selbst ist ein gut Kraut, wächst aber nicht in allen Gärten.“ — „Die Katze möchte die Fische wohl, sie mag sich aber die Füße nicht naß machen.“ — „Wer der Arbeit zusieht, wird davon nicht müde.“

Vom Menschen, der zu keiner Arbeit zu brauchen ist, sagt das Sprichwort: „Er kann weder gadern, noch Eier legen.“ — „Er kann's nicht und will dafür eins husten.“ — „Er taugt weder zum Sieden, noch zum Braten.“ —

Das Sprichwort ist nicht nur der Faulheit und Dummheit abhold, sondern auch jeder Art von Unwahrheit und Schmeichelei, insbesondere aber aller Frömmelei und Scheinheiligkeit. Darum erklärt es: „Es beten nicht alle, die in die Kirche gehen.“ — „Es schlafen nicht alle, die die Augen zuhaben.“ — „Es sind nicht alle krank, die in Ohnmacht fallen.“ — „Es ist nicht jeder dein Freund, der dich anlacht.“ — „Wer sich selber ein Heiligtum ist, ist anderen ein Greuel.“ — „Wer

viel wallfahrtet, kommt selten heiliger nach Haus.“ —

Ein scharfes Gericht hält das Sprichwort auch mit denen, die mehr scheinen wollen, als sie sind, sowie mit den Eitlen und Aufgeblasenen; deshalb sagt es treffend: „Samt am Kragen, Hunger im Magen.“ — „Wäre Hoffart eine Kunst, er wäre schon längst Doktor.“ — „Wäre Hoffart eine Krankheit, er wäre schon längst tot.“ — „Ehre und Hoffart sind Zwillinge.“ — „Aus dem Esel machst du kein Reitpferd, magst ihn zäumen wie du willst.“ — „Es ist schon ehemals so Grünes zu Heu geworden.“ — „Rühme dich nicht, Käuplein, dein Vater war nur ein Kohlwurm.“

Das Sprichwort wird gelegentlich auch zum Warner und ruft dann denen, die z. B. zu vielerlei beginnen, zu: „Wer zu viel unter den Arm nimmt, läßt viel fallen.“ — „Wer viel anfängt, endet wenig.“ — Dagegen bemerkt es vom Voreiligen ganz trocken: „Er schreit schon Zuhel, bevor er über den Graben kommt.“ — Die Bedenklichen und Aengstlichen fragt es aber spottend: „Wie sollen die Enten auskommen, die so breite Schnäbel haben?“

Den Leuten, die alles verkehrt anfangen, führt das Sprichwort zu Gemüte: „Wer die Augen nicht auf tut, muß den Beutel auf tun.“ — „Wer's links anfängt, dem geht's links.“ — „Wen's Drei regnet, hat er keinen Löffel.“ — „Wer einen Fuchs fangen will, darf keinen Schöpfs hinters Garn stellen.“ — „Wer zwei Hasen zugleich heßt, der fängt keinen.“ — „Niemand kann zugleich blasen und schlucken.“ — „Er sammelt die Mische und verstreut das Mehl.“ — „Man denkt zu fischen und krebset.“ — „Mancher hat viel Salz in der Fremde geessen und kommt doch ungesalzen wieder.“ — „Aus gebratenen Eiern kommen keine Tauben.“ — „Man muß nicht mehr schlachten, als man salzen kann.“ — „Wer über sich haut, dem fallen die Späne in die Augen.“ — „Wer einen Stein über sich wirft, dem fällt er leicht auf den Kopf.“ — „Wer mit der Katze zu Ader fährt, der egget mit den Mäusen.“

Besonders reichen Witz offenbart das Sprichwort dort, wo es lebensvoll und drastisch ganz aus dem Menschenenerleben genommen ist; es trifft dann, wie man zu sagen pflegt, den Nagel auf den Kopf, wie etwa in folgenden: „Wer nicht alt werden will, der muß sich jung hängen lassen.“ — „Wenn der Bauer aufs Pferd kommt, reitet er scharfer, als ein Edelmann.“ — „Der Bauer bleibt ein Bauer und wenn er schläft bis Mittag.“ — „Gabe den Doktor zum

Freund und den Apotheker zum Better, du mußt doch sterben." — "Siedet der Topf, so blühet die Freundschaft." — "Erst: Wieviel Geld? darnach: wie fromm?" — "Es freit sich am besten, wenn der Kessel über dem Herde hängt." — "Freundes Hilfe reitet auf der Krebspost." — "Wo Frösche sind, da sind auch Störche." — "Wenn der Fuchs predigt, muß man die Gänseküken in Acht nehmen." — "Wenn die Gefahr vorüber ist, wird der Heilige ausgelacht." — "Er hat ein

Gewissen, man könnte mit einem Fuder Heu hindurch fahren." — "Wer's Hängen gewohnt ist, den schmerzt der Hals nicht mehr." — "Glück und Unglück tragen einander Hudepad." — "Wer seine Verdienste im Kleide hat, den fressen die Motten." — "Wo der Dohse König ist, da sind die Kälber Prinzen."

Sonnige Weisheit erblüht also im Sprichwort und wer es beherzigt, gewinnt dadurch die beste Lebensschule!



Die Festrede

Erzählung von August Gantner

Der Forstmeister von Talkirchen hatte der neuen Waldfahrstraße wegen einen Gang auf den Hornfelsen gemacht. Ziemlich müde davon, schritt er den schmalen Fußpfad bergab, der durch den herrlichen Hochwald führte.

Als er nach langer Wanderung zum plätschernden Hexenbrunnen gelangt war und auf die „Breite Ebene“ hinaustrat, lud ihn ein schwellender Moosrasen zur Rast ein. Unter einem schattenspendenden Hölzchen warf er sich nieder und streckte mit einem behaglichen „Ah“ seine langen Beine aus. Der weite Marsch hatte seine Glaste wachgerufen. Er öffnete den Rucksack und schmauste mit Wohlbehagen.

Plötzlich stutzt er. Schritte nahen. In lautes Selbstgespräch vertieft, schreitet ein Mann den Pfad herauf.

Better! Das ist ja der neue Herr Bürgermeister, Hans Godapp, der Seifensieder und Gändler mit Kirchenkerzen, selbst aber kein Kirchenlicht.

Vor knapp einem Vierteljahr haben sie ihn zum Gemeindeoberhaupt gewählt. Doch einen schweren Kampf hat es abgeseht. Himmel, was haben sie dem guten Godapp alles in die Schuhe geschoben!

„Den wollt ihr wählen?“ haben die Gegner gehöhnt, „seid ihr verrückt? Wollt ihr die Dummheit auf den Schild heben?“

Vor Jahren hat er als Gesangsvereinsvorstand eine Grabrede gehalten: „Unser treuer,

unvergeßlicher, uns so jäh entrissener Sangesbruder, er soll leben: hoch!“

Der Sangesbruder wäre längst vergessen, wenn ihm die denkwürdige Grabrede nicht die Unsterblichkeit verliehen hätte.

Vielsach ist die alte Geschichte aufgewärmt worden. Beinahe hat sie ihrem Sprecher das Genick gebrochen. Mit knapper Mehrheit nur errang er den Bürgermeisterposten.

Ueber des Forstmeisters Gesicht zuckt unwillkürlich ein Lachen; er ist nahe daran, loszuplätzen. Doch er bezwingt sich und beobachtet von seinem Ruhelager aus den Heranschreitenden.

Ein großes Schriftstück hält er in der Linken; daraus wird mit Donnerstimme vorgetragen; die Rechte, weit ausholend und unablässig in Bewegung, unterstreicht das Wort mit den nötigen Gesten.

Jetzt verstummt er, der plaudernde Brunnen erregt seine Aufmerksamkeit. Er neigt sich nieder und trinkt von dem erquickenden Raß.

Dann tritt er unter das kühle Schattendach der „Breiten Ebene“. „Hochgeehrte Festversammlung, liebe Mitbürger und Freunde!“ ruft er in die hohen Buchenhallen hinein.

„Aha,“ fährt es dem Forstmeister blitzschnell durch den Sinn, „der übt die Kaiserrede ein. Der 22. März steht vor der Türe, des Kaisers Geburtstag. Nach Sitte und Brauch muß da das Stadtoberhaupt die Fest-

rede
Godapp
tilgen,
er mit
Vielge
Auf.
der Fr
steigen
machen
werden
nicht d
ander
gewölb
Bauer
desluft
ja Flüg
den, di

Sord
Waldes
ner un
ja zu
dem S

„Auf
Erhebt
Stimm
Majest
der He
Schirm
hoch!“

Der
tet. E
in den
Nun
zu woll
Nein
gar nie
Zwische
her —
Flamm
bogen
rod die
von Gr

Alle
Fuß!
blendet
staunen
Talkirch
sieder i
Huhn
nur! —
Die M
Erfind
Sord
löst die
Hirn!
Mit
Spreche
Fluß?

rede halten und da es dem verhöhten Godapp sehr darum zu tun ist, das wegzutragen, was er auf dem Kernholz hat, geht er mit Eifer hinter's Werk. Gut ab vor dem Vielgeschmähten! Er ist doch besser als sein Ruf. Das ist ja ein köstlicher Einfall, in der Frühe auf die Breite Ebene heraufzusteigen und hier rednerische Uebungen zu machen. Früh übt sich, wer ein Meister werden will. Einen schöneren Ort hätte er nicht dazu auswählen können. Das ist ein ander Ding, als im muffigen Seifensiedergewölbe oder im unruhigen Rathhaus die Bauerei vorzunehmen. Die würzige Waldesluft und die heilige Stille müssen einem ja Flügel leihen. Das muß eine Rede werden, die packt und zündet.

Gorch nur! Wie er in die schweigende Waldesnacht hineinschmettert! Immer Kühner und kraftvoller klingt's! Das wächst ja zu riesiger Größe an. Aha! Er steuert dem Schlusse zu!

„Auf, liebe Mitbürger, auf von den Sitzen! Erhebt die Gläser! Erhebt die Herzen! Stimmt jubelnd ein in den Ruf: Seine Majestät, unser geliebter Kaiser Wilhelm, der Held im Silberhaar, der Mehrer und Schirmer des Reiches, er lebe: hoch, hoch, hoch!“

Der Forstmeister hatte sich halb aufgerichtet. Er mußte sich Gewalt antun, um nicht in den einladenden Ruf einzustimmen.

Nun scheint sich der Festredner entfernen zu wollen.

Nein, werter Herr Lauscher. Fällt ihm gar nicht ein. Von vorn beginnt er wieder. Zwischen den lichtgrünen Buchen hin — und her — wandelnd, setzt er in Feuer und Flamme um, was auf dem großen Schreibebogen gekritzelt steht. Nun hat ja der Grünrock die beste Gelegenheit, den Seifenschäum von Grund aus kennen zu lernen.

Alle Wetter! Das Ding hat Hand und Fuß! Wie das glänzt und gleißt! Wie das blendet und berauscht! Na, da muß man nur staunen. Hat er die sieben Jahre, seit er in Talskirchen weilte, den dicken, kleinen Seifensieder immer für ein recht mittelmäßiges Huhn verzollt, und nun — hör nur, hör nur! — nun legt dieses Huhn goldene Eier. Die Mär von der Grabrede scheint boshafte Erfindung zu sein.

Gorch nur, hoch! Eine poetische Stelle löst die andere ab. Hand aufs akademische Hirn! So könnte er's, der Forstmeister, nicht.

Mit größter Aufmerksamkeit folgt er dem Sprecher. Welch ein Redefluß! Was, — Fluß? Unsinn! Das ist schon mehr ein

Strom! Das rollt gewaltig daher, herrlich, hinreichend!

Schade, jammerichade, daß es die Laura, seine Ehehälfte, nicht hören kann. Die schwärmt so fürs Boetische. Wahrhaftig dieses Brillantfeuerwerk würde sie aufs höchste entzücken und berücken.

Gorch nur, welch Kühne, unerwartete Wendungen! Nicht fathören kann man sich. Wenn nur sein Aeltester da wäre, der Herbert, der Oberprimaner. Hier hätte er jetzt die allerbeste Gelegenheit, Studien im rethorischen Aufbau eines Stils zu machen. Da könnte er jetzt den Schwung bewundern, der nach Ansicht des Klassenlehrers seinen Arbeiten fehlt. „Ihr Gebräu ist viel zu trocken; man merkt in jeder Zeile, daß Sie einem Hause entstammen, worin viel mit Holz gewirtschaftet wird; Ihr Stil ist steif, höchst hölzern. Sie müssen Gewandtheit, Rundung und Schwung sich aneignen.“ Solch eine vernichtende Kritik seinem hellen, hoffnungsvollen Herbert! Und dieser simple Schulze da, den er als berüchtigten und entgleisten Grabredner bisher verhöht und verlacht hat, diese unscheinbare Raupe, entpuppt sich urplötzlich als herrlicher Schmetterling. Dieser Hammel, ohne jegliche höhere Bildung, der wirkt das Zeug mit der bezauberndsten Leichtigkeit und Anmut nur so her.

Gorch! Da ist er schon wieder am Ende angelangt: Hoch, dreimal hoch.

Diesmal ist es dem Forstmeister aber nicht ums Mitrufen. Am Kragen möchte er ihn nehmen und ihn ordentlich schütteln: Her mit dem Schwung, einfältiger Seifenonkel! Gib ihn dem, der ihn nötig hat!

Nun wird er aber doch abziehen! Fällt ihm garnicht ein. Von neuem beginnt er. Der Förster reißt rasch sein Merkbuch aus der Tasche. Teufel auch, wozu hat er Stenographie gelernt! Er schreibt den ganzen Schwall nach, Silbe für Silbe. Das ist ja göttlich! Derart kann er seine Laura erquicken und seinen Herbert belehren. Wie wird das Frauchen strahlen und der Bub staunen! Die Saat wird prächtige Früchte bringen.

Fleißig schreibt der Grünrock drauflos, Wort für Wort, Satz für Satz, die lange, schöne, schillernde Rede bis zum dreifachen Hoch.

Meint ihr, daß er jetzt den Heimweg antritt, der Dauerrödner? Oha! Täuschung! Er macht es gründlich. Die schändliche Scharte auszuweken, wendet er Ausdauer und Willenskraft an. Noch siebenmal zieht das stolze Schiff an des Forstmeisters Ohr

vorüber. Er hat die beste Gelegenheit, sein Stenogramm nachzuprüfen und da und dort zu verbessern.

Erst als der Hall der Mittagsglocke in die Waldensamkeit heraufdringt, faltet der Redner sein Papier zusammen, steckt es ein und watschelt bergab. Er strahlt vor Vergnügen. Offenbar glaubt er, seine Rede gut im Gedächtnis zu haben. Wer sie aber noch viel viel besser verdaut hat, ist der Forstmeister.

Nach Tisch beglückt er seine Ehehälfte damit. Sie ist derart davon begeistert, daß sie, innerem Drange und Zwange folgend, noch in gleicher Stunde zu dem göttlichen Sprecher wallt und ihm in stiller schwärmerischer Bewunderung zehn Pfund Kernseife und drei Pakete Stearinkerzen abkauft.

Und als über Sonntag, wie immer, Herbert, der Heißgeliebte, sich daheim einstellt, wird ihm zum Nachtsch als goldene Frucht in silberner Schale das stolze Wortgefüge dargeboten.

„Gelt“, meint der Alte, „das ist eine Rede die sich gewaschen hat.“

„Ja“, nickt der Sprosse, „die hat Schwung. Bitte, lieber Vater, schreib' sie mir ab, damit ich sie noch vielmal durchkosten kann. Das Holz muß weg, Feuer und Blut muß her.“

Der Förster erfüllte mit Freuden den Wunsch seines Lieblings.

Bald darauf kam der Reifertag mit dem üblichen Festessen. Zur Wonne des Lindenvirts war es diesmal doppelt so stark besucht wie in früheren Jahren. Die den dicken Seifensieder auf den Schild erhoben hatten, wollten ihrem Abgott am Tage seiner Jungferrede die Treue halten; seine Widersacher hingegen waren erschienen, sich an einer neuen Entgleisung zu ergötzen. Sie trauten ihm wohl leichte Dichter, aber keine gewichtigen Worte zu.

„Nun, Herr Bürgermeister,“ fragte der Forstmann, der ehrenhalber zur Rechten des Stadtoberhauptes seinen Platz hatte, „ist der Paradegaul hübsch aufgepäunt?“

„Zawohl“, schmunzelte er siegessicher.

Das Essen war vortrefflich und machte der Küche der Lindenvirtin alle Ehre. Nach dem zweiten Gang erhebt sich der Bürgermeister, klopft ans Glas und beginnt:

„Hochgeehrte Festversammlung! Liebe Mitbürger und Freunde! Der Venz lugt ins Land, der junge, sonnige Held. Sein wonniger Atem haucht —“

Der Sprecher stutzt. Herrgott, wie wogt es vor seinen Augen und erst in seinem Kopfe. Vor hundert boshaften Bürgern zu reden, ist doch ein ungleich schwereres Ding als vor hundert friedlichen Waldbauern.

Er meint in des Lindenvirts Keller versinken zu müssen vor Scham. Krampfhaft wiederholt er: „Sein wonniger Atem haucht“. „Ueber die Schneefelder“, flüstert's wie Erlösung ihm zu. Der Forstmeister ist's, Der ihm hilfreich unter die Arme greift.

„Ueber die Schneefelder“, schmettert der Festredner in den Saal, „über die Schneefelder, die noch die Schwarzwaldberge bedecken“.

Der Fluß hat sein Bett wieder gefunden; mächtig und prächtig strömt und wogt er weiter. Und wenn er je ins Stocken geraten will, und gar oft, gar oft will er's, immer wieder flüstert ihm der Rettungengel zur Rechten das erlösende Wort zu. Der Strom wogt herrlich hin. Dem Redner wächst der Mut und schwillt der Ramm. Hinreichend und glanzvoll führt er das Schiff schließlich in den sicheren Hafen.

„Hoch, hoch, hoch!“ fallen seine Freunde in heller Begeisterung donnernd ein, und die Widersacher, entwaffnet und besiegt, müssen wohl oder übel den Beifallschor verstärken. „Seht ihr's, unser „Neuer“, er ist nicht ohne“, sagen seine Anhänger, und seine Gegner müssen bestimmen, daß er nicht ohne ist. Und der Festredner, der in der Tat nicht ohne Beistand den Gipfel des Glücks erklimmen hat, er drückt seinem Nachbarn und Helfer stürmisch die Hand.

„Herr Forstmeister“, flüstert er, „danke Ihnen von Herzen für die überaus gütige Unterstützung. Weiß Gott, ohne Ihren liebenswürdigen Beistand wäre ich trotz der gründlichsten Vorbereitung jämmerlich fiedeln geblieben. Es ist aber auch keine Kleinigkeit, vor so vielen tüchtigen Teufeln zu sprechen.“

Ueber eines muß ich mich aber ganz außerordentlich wundern. Ich wußte zwar schon längst, daß Sie ein grundgescheiter Kopf sind, Herr Forstmeister, daß Sie aber Wort für Wort den gleichen Gedankengang haben, wie ein Rechtsanwalt, von dem ich, im Vertrauen gesagt, mir die Rede habe entwerfen lassen, das hätte ich nicht für möglich gehalten.“

„Seelenverwandtschaft!“ sprach lächelnd der Forstmeister und trank auf das Wohl des überglücklichen Festredners.

S

B

ein
feines
tet.
Amtssta
weit de
im all
ganz
zu jage

Amts
Speis
irgend
etwas
mer au
schien a
sein.
andrem
beiden
weisen

Da m
ob ihres
Amtsric
manchen
nebst an
wie zu

Schlie
schredlic
zu teuer
man w
ter Lebe
geräumi
stelzen
zumal
Wunder
sen Sch
nicht ge

Da f
nicht me
eine Fal
wieder
hatte, e
mit der
ein ver

Schnurren und Schnurranten

Von Paul Körber

Mit Illustrationen von Karl Sigriff

Gepfeffter Salat

Gemeinhin wird ein Salat, wenigstens ein Blattsalat nur mit Essig und Del, keineswegs aber auch mit Pfeffer angerichtet. Amtsrichter Lebegut aber, in einem Amtsstädtli des badischen Oberlandes, unweit der Breisgauemetropole, ist der Salat im allgemeinen, und sein Salat einmal ganz im besonderen gepfeffert, um nicht zu sagen verpfeffert worden, und das kam so.

Amtsrichter Lebegut hielt viel auf gut Speis und Trank und landauf, landab, wo irgend eine Gasthausküche im Rufe stand, etwas Bevorzugtes zu leisten, und soweit immer auch das Lokal seine hinführte, da erschien auch dieser Herr und ließ sich's gut sein. Das einemal bei der Speis, das andremal beim Trank, das drittemal bei beiden zugleich und so wird es zumeist gewesen sein.

Da war in einem Seitentäl eine Wirtin ob ihres wohlschmeckenden Salates auch dem Amtsrichter bekannt geworden, und gar manchen hat er aus der Wirtin Schüssel nebst anderen „Diversen“ zu deren Freude wie zu seiner Beförmlichkeit verzehrt.

Schließlich ward ihm aber in dieser schrecklichen Zeit der Teuerung das Fahren zu teuer, das Laufen aber zu sauer, denn wie man wohl erraten kann, hatte Herr Amtsrichter Lebegut bei solcher Lebensweise schon ein geräumiges Ränzlein auf seinen zwei Stozstelzen sitzen. Das war ihm ein großes Leid. Zumal seiner Frau Mina, was er ihr auch Wunderdinge von jenem Salat erzählte, dessen Schmachhaftigkeit bei aller Schilderung nicht gelingen wollte.

Da konnte es Amtsrichter Lebegut sich nicht mehr verkneifen. Nochmals machte er eine Fahrt dahin. Jetzt — als er sich's eben wieder einmal in alter Weise gut getan hatte, er schmalzte und schmalzte eben noch mit der Zunge in allen Mundwinkeln herum, ein verlorenes Blättlein aufzustöbern und

abermals zu kosten, — da sagte er zur Frau Wirtin: „Nun sagen Sie mir doch einmal. Ihr Salat ist einzig in seiner Art, im badischen Oberland. Wie machen Sie es nun? Ist es der Essig, ist es das Del, die Sie verwenden, oder ist es gar ein Zaubersprüchelein?“



„Es ist nit der Essig, es ist nit es Del, es ist einzig es Mäh“ erwiderte die sich ob solchen Lobes natürlich aufs höchste geismehelt fühlende Wirtin.

„Also am Ausmaß, am exakten von Essig und Del?“ horchte der Herr Amtsrichter, aufs höchste gespannt, auf. „Und welches Maß verwenden Sie?“ Der Amtsrichter spitzte seine Ohren, als gelte es dem Aushorchen eines Untersuchungsgefangenen und von dem Resultat der Aussage hinge nun gar eine Beförderung zum Landrichter ab. Die Ohren standen ihm förmlich ab und die Augen heraus, denn bekanntlich liest man eine Red' auch von den Lippen.

Die Frau Wirtin plusterte ihre zwei Backen, als gelte es keine Aussage, vielmehr einen großen Spauz, dann meinte sie mit gepreßten Lippen, als berge sie etwas dahinter, was allweg zu früh das Tageslicht erblicken konnte: „Zwei Muul voller Del, ein Muul voller Essig und das ein jedismool wie ein warmer Mairege über der Soloot gesprüzt, sell ich die ganz Kunst.“ —

Wer will bezweifeln, daß die gewiß ungemein praktisch und erfinderisch veranlagte Frau Wirtin auf diese bequeme Weise allezeit zu einem sauberen Mundstück gekommen ist und das ohne Mundwasser und Zahnbürst, vielmehr einzig mit dem Essig und Del?

Der Herr Amtsrichter Lebegut hat aber merkwürdigerweise eineweg auf einen weiteren Genuß des zuvor doch so fürtrefflichen, ja einzigartigen Salates und — wie es nun auch der geneigte Leser glauben wird — in der Tat stets in gleicher Güte zubereiteten Salates für alle Zeit verzichtet. Zunächst aber konnt' er einen gewissen Ort nicht schnell genug erreichen. Dann aber hat er sich seiner Frau Mina gegenüber, über das doch in seiner Art gewiß einfache und jedermann zugängliche und allezeit bereite Rezept fein ausgeführte. Kein Wunder, jener Salat war ihm fürderhin nicht allein geessigt und geölt, der war ihm sogar genoffert und sogar verpfeffert.

Wie aber mag sich die Frau Wirtin über den schnellen Abschied sowohl wie über das Ausbleiben ihres sonst doch so guten Gastes verwundert haben? Wo sie doch ein so tumodes wie zuverlässiges Würzmäß hatte?

fort, bis alle Parteien ihren Zettel angereicht und bis allen Parteien die zwar dankende aber ebenso entschiedene Ablehnung widerfahren war und des hohen Herrn Staatsbürgers Hand schließlich ins Leere griff, aber kein Zettel legte sich mehr darein. „Manu?!“ meinte er verwundert. Da hatte ihm aber einer der Zettelhalter wenn auch nicht den richtigen Zettel, so aber den richtigen Bescheid bereit, da dieser wiederum meinte: „Wenn der Herr Direktor (vielleicht hieß es auch Präsident) immer noch nicht den richtigen Kandidaten gefunden haben, dann gehören der Herr Direktor halt zur Partei der Parteiloßen und müssen sich schon selber wählen.“ O Sack am Bändel! würde der Tonnyst selig gesagt haben, denn der Sack hatte wirklich seinen Bändel, will besagen der Herr, und wenn er noch ein so hoher Herr war, hatte eineweg den ihm einzig zukommenden richtigen Bescheid. Er ging aber eineweg nicht darauf ein, machte vielmehr linksumkehrt und hat — dafür war er ja auch der Staatswille in eigener Person — großmütig sich und dem Staate gegenüber auf die Erfüllung seiner Staatsbürgerpflichten verzichtet.

*

Wahlhumor

Als einstmals der Tag einer Reichs- oder Landtagswahl herangekommen war, fand es eine allerhöchste Gerichtsperson eines Kreisstädtleins doch für angebracht, aus ihren Aktenbündeln aufzuschauen und sich — der Staatswille selbst — dennoch ein wenig auch ihrer Staatsbürgerpflichten zu erinnern. Der hohe Herr Staatsbürger ließ demgemäß vor Eintritt in das Wahllokal, wie damals noch üblich, auch sich einen der von allen Parteien bereit gehaltenen Wahlzettel überreichen, drehte ihn, wendete ihn, drehte ihn wieder, rückte ihn recht nah vor die Augen, hielt ihn schließlich auch ins Licht, so wie man sonst ein Papiergeld nach dem Wasserzeichen prüft, um ihn dennoch kopfschütteln zurückzureichen, dabei meinent: „Es ist nicht der rechte.“ Langte ihm dienstbesliffen eine andere Partei ihren Zettel hin. Der hohe Herr Staatsbürger besah sich auch diesen, drehte und wendete ihn wieder, rückte auch ihn vor die Augen, hielt auch ihn schließlich ins Licht und — gab auch diesen kopfschüttelnd wieder zurück: „Bedauere, es ist auch nicht der rechte.“ Und so ging es

Dreimal gefalzen

Der Herr Amtme in Bohnendorf war ein gar gestrenger Herr. Schon ein Mäusle konnt' ihn ärgern, mehr aber noch ein jedes Geräusch auf der Straße!

Der Felizian war ein Bur, wo sich auch ärgern konnt'. Dies freilich nicht so sehr über ein Mäusle als vielmehr über eben diesen Amtmann.

Nun liegt ein Amtshaus keineswegs im Wolfenluducksheim als vielmehr inmitten des Amtstädtlis, so wie's halt für das Amt und für das Städtli grad tumod ist. Es liegt an den Straßen.

Eine Straße hinwiederum gehört der Gemeind', dem Kreis, kurzum der Deffentlichkeit. Der Herr Amtmann in Bohnendorf war aber offenbar anderer Meinung; der hätt' die Straße doch kaibisch gern für sich gehabt. Er hatte zudem den Felizian ob seiner Beamtenfresserei schon lang auf dem Strich und hätte ihm immer schon halt gar zu gern einen Denzettel aufgebrannt.

Fuhr nun der Felizian einestags wieder einmal mit einem Gespann Misti am Amtshaus vorbei. Nun weil es mählich dem

Sonne
vieh
dieser
selbst
Chaib
De
Felizian
der
Zeit
Fenst
denk
Mark!
Für
Denz
Mark
Ander
Felizian
fünf?
meinte
es ihn
er au
einmal
die
um de
Und n
der
am-Ni
gleich
entrich
herunt
gattig
Landes
Der
herunt
Der
eineme
immer
Der
und
muß
sein, a
Staats
So
wird's
G
Gal
a
beiums
an sei
nicht
sonster
ein, r
es hal
pert e

Sonnensteig hinauf ging, brauchte das Zugvieh schon einen Ansporn und er klöpfte dieserhalb mit der Geißel gar fürnehm und selbstbewußt: „Guffa! fürschi, ihr suule Chaibel!“

Der Herr Amtmann, ob er nun meinte, der Felizian meine seine Schreiber, oder ob ihn der Klöpf störte, kurzum, er erachtete seine Zeit für gekommen, sprang demgemäß ans Fenster, riß es auf und rief: „Euch muß ich den einen Strafzettel schicken für drei Mark!“

Für einen gewöhnlich Sterblichen wäre der Denkfettel gefalzen genug gewesen, denn drei Mark waren dazumal immerhin ein Taler. Anders aber beim Ochsen fuhrwerkenden Felizian. „Gänt ihr nit au glii einen für fünf?“ — womit er einen für fünf Mark meinte — „es wär ei Ufwäsche.“ Und daß es ihm ernst sei mit seinem Angebot, klöpfte er auch gleich mit der Geißel grad noch einmal, daß es nur so pfiff die Mühl- wie die Paulinergäß vor, am meisten aber um des erstaunten Herrn Amtmanns Ohren. Und nicht genug an dieser Herausforderung, der Felizian zog auch noch gleich den Zieh-am-Riem, als wolle er dem Herrn Amtmann gleich den Taler mitsamt dem Fünfmärker entrichten, der Herr Amtmann brauche bloß herunter zu kommen und die Hand schön gattig unterzuheben zum Empfang als seines Landesvaters Zoller . . .

Der Herr Amtmann ist aber eineweg nicht herunter gekommen.

Der Herr Amtmann hat dem Felizian eineweg keinen Strafzettel geschickt, was immer der auch klöpfte. Er dachte offenbar: Der Geheißte giebt nach und wo ein Bur und ein Amtmann zusammen stoßen, da muß doch der Amtmann der Geheißtere sein, allein von Amtswegen, in Ansehen der Staatskräjon.

So geschehen in Bohnendorf. Wer's weiß, wird's wissen!

*

Spiegelei mit Spinat

Galöppert ein etwa siebenjähriger Bub, als renn ihm der leibhaftige Gottscheiuns hinterdrein, oder ein Krebs hang ihm an seiner Bubenblus, das Berggäßli 'nab, nicht achtend Stoß noch Stein, noch was sonst im Weg. Biegt nicht aus, biegt nicht ein, rennt nummen grad fort und — wie es halt nicht anders kommen kann — stolpert er und feit (fliegt hin), wo doch einmal

und irgendwo schließlich der Kennerei ein End' sein muß. —

Nun, daß ein Bub feit, ist nicht arg und passiert an einem rechtschaffenen Ort und unter rechtschaffenen Buben alle Tag. Aber daß einer feit und feit zugleich mitten in einen Ruhdaitischen und feit zu der Zeit, wo der noch dampft vor Wärme und feit is, daß sein beim Kennen vor Luftschnappi doch gewißlich sperranegelweites Maulwerk nun grad umrahmet ist und unterpolstert von einem grasgrünen saftigen Ruhdaitischenblätz, sell ist doch seltener und weniger erbaulich.



Natürlich wollt' der also kennzeichnete Bub auch allsogleich ein Geschrei anfangen ganz so, wie es wiederum Bubensach'. Aber nur einen Ton, einen alleinigen und muksmäuslestill war er schon. Zum einen bracht ihn ja die allergeringste Bewegung der Rippen in vermehrte Beziehung zu seinen Saftwiesenplätz, zum andern aber hatte er die Muetter erblickt mit einem Zuchtsteden. Diejell und derjell erlugen und verstummen war eins. Und er jögerte zum Hausbrunnen und nahm ein Sturzbad. Nun zwar tiefend wie ein gewaschener Pudel aber eineweg wieder sufer wie geschleckt stellte er sich vor die nun ebenfalls mit sperrangelweiter Brotlad stehende Mutter hin, mit dem fründlichsten Gesicht meinent: „Muetter, der Spinat hane i gha, häsch mir kein Spiegelei?“

Da war die doch handgreiflich parat stehende aber auch schon wieder entwaffnet, der Zuchtsteden entsank kraftlos ihrer Hand und es lachten nunmehr ihrer zwei, lachten aus vollem Halse. So war aus einer erst betrüblichen nummen gar eine lächige Gesicht geworden. Aber sell kummt davon, wenn einer zwar aufs Maul feit aber eineweg nit auf den Mund gefallen ist. Maulfeien und Mundfallen scheint eineweg zweierlei zu sein.

Chriesibrennts oder Wasser

Liegt im Albthal, im oberen, ein Wirtshaus an der Landstraß, rundum auf den Höhen bekannt, allwo man allerhand guten Stoff trinkt und darunter und nicht zuletzt auch einen guten Brennts. Wenigstens geht so der Ruf.

Kommt an letzter Pfingsten, wo die Sanft Bläsermer Kurgäst auf der Landstraß ihre Turgäst einander stoßen wie die Steinwaden drunten in der Alb, einer zumittst in den tollsten Geschäftsstrudel hinein und verlangt seinen Brennts. Und der Wirt, der Micheli, bringt ihn.

Schmeckt der Fremde erst umständlich, allwieweil ein anderer den Fingerhut längst hinter die Binde gebracht hätte. Er nimmt ein Sürpslein und spauzt es wieder aus. Schmeckt mit einem zweiten noch bei weitem umständlicher. Nimmt schließlich ein Taschentüchlein und tröpfelt ein Tröpflein darauf. Musterts eine Weile und schüttelt schließlich den Kopf.

Hat dieses Gebaren allein schon die Aufmerksamkeit der Gäst auf sich gelenkt, so jetzt erst recht, allwo er ein wenig in einen leeren Vierteller schüttet, einen Feuerspan anreibt, zündet und — es brennt zwar ein Flämmlein, aber was für ein sterbeligs. Dabei meint er scharf und spitz: „Aufgepaßt, Leut! Was man hier ausischenkt ist kein Alkohol, sondern Wasser. Aufgepaßt, Leut!“

Und die Leut paßten auf und umstanden ihn jetzt schon wie die Marktbesucher den wahren Jakob. Und kaum daß ers gesagt,

diese wenigen Wort, das doch eben erst entzündete Flämmlein erwies sich tatsächlich als ein gar sterbeliges; denn aus war es auch schon wieder, aus war es und Amen, war verflackt und verbrannt. Nur was nicht verbrannt noch verflackt war, o weh! ein Lächlein Wasser wars. Wasser, Wasser, wo doch ein brenniger Brennts, ein Schnapsgeist sollte sein. O jeggedis Micheli! jetzt geht's um dein Renommeel!

„Ist jetzt das sein berühmter Chriesibrennts?“ sagte zudem der Pröbler noch zu allem Ueberfluß und zum Spott, und hatte das liebe Publikum auf seiner Seite. „Der Micheli, der Gschütteli, verkauft Wasser für Schnaps!“ kamen schon empörte Rufe dazu.

Der Micheli war eineweg verdotteret. Eine solche Blamasc bei einem solchen Gastauflauf. Da zog er wie immer wenns um sein Renommee ging, sein Maulwerk bis an die Ohren und seine Sauäugle, seine verschmizten, nahmen schon wieder jenen bedeutungsvollen Glanz an wie immer, wenn er eine wichtige Sach im Schilde führte. Dann stellte auch er sich auf den Stuhl wie es der Fremde getan hatte, rief ebenso sein „Aufgepaßt, Leut!“ und meinte nun mit einer Selbstverständlichkeit, wo immer imponiert: „Ein Chriesibrennts hänt Ihr bestellt und ein Chriesiwasser han i broocht“ Da hatte er die Lacher vollends auf seiner Seite und der eben noch renommierte Fremde konnte abziehen mit abgefägen Hofen. Wol, dem Micheli ist nit sobald einer gewachsen. Und der Micheli hat an dem Tag und bis zur Stund noch manch ein Chriesiwässerli eingeschenkt.



Die mundartlichen Gedichte auf S. 50 usw. „Aus dem Schwarzwald“ sind den beiden Gedichtbänden „Für's Gemüt“ und „Waldbrännell“ entnommen. Auf diese ganz ausgezeichneten Bändchen sowie auf die übrigen Werke, vor allem auf die Erzählung „Der treue Knecht“ unseres Heimatdichters Paul Rörber sei nachdrücklich aufmerksam gemacht.

Ebenso sei aus Anlaß der Mitarbeiterschaft von Hans Eschelbach — vergl. S. 60 usw. „Dom Prinzen, der keiner war und doch einer war“ — auf dessen Gedichtbände „Mildwuchs“, „Sommerlänge“, „Lebenslieder“ sowie auf seine Meister-Erzählungen und -Romane hingewiesen.

Trächtigkeit- und Brützeitalender

Die mittlere Trächtigkeitsperiode beträgt bei **Pferdestuten**: 48 1/2 Wochen oder 340 Tage. — **Esstinten**: gewöhnlich etwas mehr als bei **Pferdestuten**. — **Kühen**: 40 1/2 Wochen oder 285 Tage. — **Schafen und Ziegen**: fast 22 Wochen oder 154 Tage. — **Säuen**: über 17 Wochen oder 120 Tage. — **Gänndinnen**: 9 Wochen oder 63—65 Tage. — **Kanari**: 8 Wochen oder 56—60 Tage. — **Hühner** brüten 19—24, in der Regel 21 Tage; **Frühhühner** (Puten) 26—29 Tage. — **Gänse**: 28—33 Tage. — **Enten**: 28—32 Tage. — **Faunen**: 17—19 Tage.

Anfang		Ende der Tragzeit bei						Anfang		Ende der Tragzeit bei					
Datum	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schweinen 120 Tage	Hunden 63 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Kanari 56 Tage	Datum	Pferden 340 Tage	Kühen 285 Tage	Schweinen 120 Tage	Hunden 63 Tage	Schafen u. Ziegen 154 Tage	Kanari 56 Tage		
1. Jan.	6. Dec.	12. Oct.	30. April	4. März	25. Febr.	5. Sept.	9. Juni	15. April	5. Dec.	1. Nov.	6. Sept.	29. Aug.			
6. " "	11. " "	17. " "	5. Mai	9. " "	2. März	10. " "	14. " "	20. " "	10. " "	6. " "	10. " "	3. Sept.			
11. " "	16. " "	22. " "	10. " "	14. " "	7. " "	15. " "	19. " "	25. " "	15. " "	11. " "	15. " "	8. " "			
16. " "	21. " "	27. " "	15. " "	19. " "	14. " "	20. " "	24. " "	30. " "	20. " "	16. " "	20. " "	13. " "			
21. " "	26. " "	1. Nov.	20. " "	24. " "	11. " "	25. " "	29. " "	5. Mai	25. " "	21. " "	25. " "	18. " "			
26. " "	31. " "	6. " "	25. " "	29. " "	16. " "	30. " "	3. Aug.	10. " "	30. " "	26. " "	30. " "	23. " "			
31. " "	5. Jan.	11. " "	30. " "	3. April	27. " "	1. April	8. " "	15. " "	4. Jan.	1. Dec.	5. Oct.	28. " "			
5. Febr.	10. " "	16. " "	4. Juni	8. " "	6. " "	8. " "	14. " "	20. " "	9. " "	6. " "	10. " "	3. Okt.			
10. " "	15. " "	21. " "	9. " "	13. " "	1. " "	11. " "	19. " "	25. " "	14. " "	11. " "	16. " "	8. " "			
15. " "	20. " "	26. " "	14. " "	18. " "	11. " "	16. " "	24. " "	30. " "	19. " "	16. " "	20. " "	13. " "			
20. " "	25. " "	1. Dec.	19. " "	23. " "	16. " "	21. " "	29. " "	4. Juni	24. " "	21. " "	25. " "	18. " "			
25. " "	30. " "	6. " "	24. " "	28. " "	21. " "	26. " "	3. Aug.	9. " "	29. " "	26. " "	30. " "	23. " "			
2. März	7. " "	11. " "	29. " "	3. Mai	26. " "	1. Mai	8. " "	14. " "	3. Febr.	31. " "	4. Nov.	28. " "			
7. " "	14. " "	21. " "	4. Juli	8. " "	6. " "	8. " "	18. " "	24. " "	8. " "	5. Jan.	9. " "	7. " "			
12. " "	19. " "	26. " "	9. " "	13. " "	6. " "	11. " "	23. " "	29. " "	13. " "	10. " "	14. " "	12. " "			
17. " "	24. " "	31. " "	14. " "	18. " "	11. " "	16. " "	28. " "	4. Juli	18. " "	15. " "	19. " "	17. " "			
22. " "	29. " "	5. Jan.	19. " "	23. " "	16. " "	21. " "	3. Aug.	9. " "	23. " "	20. " "	24. " "	22. " "			
27. " "	1. März	6. " "	24. " "	28. " "	21. " "	26. " "	8. Oct.	14. " "	28. " "	25. " "	29. " "	27. " "			
1. April	6. " "	10. " "	29. " "	2. Juni	26. " "	1. Juni	13. Oct.	19. " "	3. März	30. " "	4. Dec.	2. Dec.			
6. " "	11. " "	15. " "	3. Aug.	7. " "	31. " "	5. Juni	18. " "	24. " "	10. " "	4. Febr.	9. " "	7. " "			
11. " "	16. " "	20. " "	8. " "	12. " "	5. " "	11. " "	23. " "	29. " "	15. " "	9. " "	14. " "	12. " "			
16. " "	21. " "	25. " "	12. " "	17. " "	10. " "	16. " "	27. " "	3. Aug.	20. " "	14. " "	19. " "	17. " "			
21. " "	26. " "	30. " "	15. " "	20. " "	15. " "	20. " "	7. " "	14. " "	25. " "	19. " "	24. " "	22. " "			
26. " "	31. " "	4. Febr.	18. " "	23. " "	18. " "	23. " "	10. " "	19. " "	30. " "	24. " "	29. " "	27. " "			
1. Mai	5. April	9. " "	21. " "	27. " "	21. " "	26. " "	13. " "	24. " "	1. März	24. " "	3. Jan.	2. Dec.			
6. " "	10. " "	14. " "	22. " "	2. Juli	22. " "	27. " "	17. " "	3. Aug.	6. " "	2. März	8. Jan.	7. " "			
11. " "	15. " "	19. " "	27. " "	7. " "	27. " "	30. " "	22. " "	8. " "	9. " "	4. April	8. " "	7. " "			
16. " "	20. " "	24. " "	1. Sept.	12. " "	30. " "	3. " "	27. " "	18. " "	14. " "	6. " "	11. " "	10. " "			
21. " "	25. " "	29. " "	4. Oct.	17. " "	1. " "	6. " "	1. Nov.	23. " "	20. " "	16. " "	21. " "	16. " "			
26. " "	30. " "	3. März	7. " "	22. " "	6. " "	11. " "	6. " "	31. " "	25. " "	21. " "	28. " "	21. " "			
31. " "	5. Juni	6. " "	10. " "	27. " "	10. " "	15. " "	11. " "	4. " "	31. " "	26. " "	2. Febr.	26. " "			
5. " "	10. " "	14. " "	13. " "	1. Aug.	14. " "	19. " "	16. " "	9. " "	5. April	31. " "	7. " "	31. " "			
10. " "	15. " "	19. " "	16. " "	6. " "	17. " "	22. " "	21. " "	17. " "	10. " "	10. " "	12. " "	5. Febr.			
15. " "	20. " "	24. " "	19. " "	11. " "	20. " "	27. " "	26. " "	22. " "	15. " "	19. " "	17. " "	10. " "			
20. " "	25. " "	29. " "	24. " "	16. " "	25. " "	31. " "	1. Dec.	27. " "	20. " "	24. " "	20. " "	15. " "			
25. " "	30. " "	4. April	27. " "	21. " "	30. " "	3. " "	6. " "	1. Nov.	25. " "	29. " "	27. " "	20. " "			
2. " "	7. " "	11. " "	30. " "	26. " "	1. " "	6. " "	11. " "	6. " "	30. " "	3. " "	8. März	24. " "			
7. " "	14. " "	18. " "	1. " "	1. " "	1. " "	6. " "	16. " "	12. " "	1. " "	7. " "	8. März	24. " "			
12. " "	19. " "	23. " "	6. " "	6. " "	1. " "	6. " "	21. " "	17. " "	6. " "	10. " "	8. März	24. " "			
17. " "	24. " "	31. " "	11. " "	11. " "	1. " "	6. " "	26. " "	22. " "	11. " "	15. " "	8. März	24. " "			
22. " "	29. " "	5. Jan.	16. " "	16. " "	1. " "	6. " "	31. " "	27. " "	16. " "	20. " "	8. März	24. " "			
27. " "	1. März	6. " "	21. " "	21. " "	1. " "	6. " "	5. " "	1. " "	21. " "	25. " "	8. März	24. " "			
1. April	6. " "	10. " "	26. " "	26. " "	1. " "	6. " "	10. " "	6. " "	26. " "	30. " "	8. März	24. " "			
6. " "	11. " "	15. " "	31. " "	31. " "	1. " "	6. " "	15. " "	11. " "	31. " "	1. " "	8. März	24. " "			
11. " "	16. " "	20. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	20. " "	16. " "	5. " "	6. " "	8. März	24. " "			
16. " "	21. " "	25. " "	10. " "	10. " "	1. " "	6. " "	25. " "	21. " "	10. " "	11. " "	8. März	24. " "			
21. " "	26. " "	30. " "	15. " "	15. " "	1. " "	6. " "	30. " "	26. " "	15. " "	16. " "	8. März	24. " "			
26. " "	31. " "	4. Febr.	20. " "	20. " "	1. " "	6. " "	4. " "	31. " "	20. " "	21. " "	8. März	24. " "			
1. Mai	5. April	9. " "	25. " "	25. " "	1. " "	6. " "	9. " "	4. " "	25. " "	26. " "	8. März	24. " "			
6. " "	10. " "	14. " "	30. " "	30. " "	1. " "	6. " "	14. " "	9. " "	30. " "	31. " "	8. März	24. " "			
11. " "	15. " "	19. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	19. " "	14. " "	5. " "	1. " "	8. März	24. " "			
16. " "	20. " "	24. " "	10. " "	10. " "	1. " "	6. " "	24. " "	19. " "	10. " "	6. " "	8. März	24. " "			
21. " "	25. " "	29. " "	15. " "	15. " "	1. " "	6. " "	29. " "	24. " "	15. " "	11. " "	8. März	24. " "			
26. " "	30. " "	3. März	20. " "	20. " "	1. " "	6. " "	3. " "	29. " "	20. " "	12. " "	8. März	24. " "			
1. April	6. " "	10. " "	25. " "	25. " "	1. " "	6. " "	10. " "	5. " "	25. " "	13. " "	8. März	24. " "			
6. " "	11. " "	15. " "	30. " "	30. " "	1. " "	6. " "	15. " "	10. " "	30. " "	14. " "	8. März	24. " "			
11. " "	16. " "	20. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	20. " "	15. " "	5. " "	15. " "	8. März	24. " "			
16. " "	21. " "	25. " "	10. " "	10. " "	1. " "	6. " "	25. " "	20. " "	10. " "	16. " "	8. März	24. " "			
21. " "	26. " "	30. " "	15. " "	15. " "	1. " "	6. " "	30. " "	25. " "	15. " "	21. " "	8. März	24. " "			
26. " "	31. " "	4. Febr.	20. " "	20. " "	1. " "	6. " "	4. " "	31. " "	20. " "	26. " "	8. März	24. " "			
1. Mai	5. April	9. " "	25. " "	25. " "	1. " "	6. " "	9. " "	5. " "	25. " "	31. " "	8. März	24. " "			
6. " "	10. " "	14. " "	30. " "	30. " "	1. " "	6. " "	14. " "	10. " "	30. " "	1. " "	8. März	24. " "			
11. " "	15. " "	19. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	19. " "	15. " "	5. " "	6. " "	8. März	24. " "			
16. " "	20. " "	24. " "	10. " "	10. " "	1. " "	6. " "	24. " "	20. " "	10. " "	11. " "	8. März	24. " "			
21. " "	25. " "	29. " "	15. " "	15. " "	1. " "	6. " "	29. " "	25. " "	15. " "	12. " "	8. März	24. " "			
26. " "	30. " "	3. März	20. " "	20. " "	1. " "	6. " "	3. " "	30. " "	20. " "	13. " "	8. März	24. " "			
1. April	6. " "	10. " "	25. " "	25. " "	1. " "	6. " "	10. " "	6. " "	25. " "	14. " "	8. März	24. " "			
6. " "	11. " "	15. " "	30. " "	30. " "	1. " "	6. " "	15. " "	11. " "	30. " "	15. " "	8. März	24. " "			
11. " "	16. " "	20. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	20. " "	16. " "	5. " "	16. " "	8. März	24. " "			
16. " "	21. " "	25. " "	10. " "	10. " "	1. " "	6. " "	25. " "	21. " "	10. " "	17. " "	8. März	24. " "			
21. " "	26. " "	30. " "	15. " "	15. " "	1. " "	6. " "	30. " "	26. " "	15. " "	18. " "	8. März	24. " "			
26. " "	31. " "	4. Febr.	20. " "	20. " "	1. " "	6. " "	4. " "	31. " "	20. " "	19. " "	8. März	24. " "			
1. Mai	5. April	9. " "	25. " "	25. " "	1. " "	6. " "	9. " "	5. " "	25. " "	20. " "	8. März	24. " "			
6. " "	10. " "	14. " "	30. " "	30. " "	1. " "	6. " "	14. " "	10. " "	30. " "	21. " "	8. März	24. " "			
11. " "	15. " "	19. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	19. " "	15. " "	5. " "	22. " "	8. März	24. " "			
16. " "	20. " "	24. " "	10. " "	10. " "	1. " "	6. " "	24. " "	20. " "	10. " "	23. " "	8. März	24. " "			
21. " "	25. " "	29. " "	15. " "	15. " "	1. " "	6. " "	29. " "	25. " "	15. " "	24. " "	8. März	24. " "			
26. " "	30. " "	3. März	20. " "	20. " "	1. " "	6. " "	3. " "	30. " "	20. " "	25. " "	8. März	24. " "			
1. April	6. " "	10. " "	25. " "	25. " "	1. " "	6. " "	10. " "	6. " "	25. " "	26. " "	8. März	24. " "			
6. " "	11. " "	15. " "	30. " "	30. " "	1. " "	6. " "	15. " "	11. " "	30. " "	27. " "	8. März	24. " "			
11. " "	16. " "	20. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	20. " "	16. " "	5. " "	28. " "	8. März	24. " "			
16. " "	21. " "	25. " "	10. " "	10. " "	1. " "	6. " "	25. " "	21. " "	10. " "	29. " "	8. März	24. " "			
21. " "	26. " "	30. " "	15. " "	15. " "	1. " "	6. " "	30. " "	26. " "	15. " "	30. " "	8. März	24. " "			
26. " "	31. " "	4. Febr.	20. " "	20. " "	1. " "	6. " "	4. " "	31. " "	20. " "	1. " "	8. März	24. " "			
1. Mai	5. April	9. " "	25. " "	25. " "	1. " "	6. " "	9. " "	5. " "	25. " "	2. " "	8. März	24. " "			
6. " "	10. " "	14. " "	30. " "	30. " "	1. " "	6. " "	14. " "	10. " "	30. " "	3. " "	8. März	24. " "			
11. " "	15. " "	19. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	19. " "	15. " "	5. " "	4. " "	8. März	24. " "			
16. " "	20. " "	24. " "	10. " "	10. " "	1. " "	6. " "	24. " "	20. " "	10. " "	5. " "	8. März	24. " "			
21. " "	25. " "	29. " "	15. " "	15. " "	1. " "	6. " "	29. " "	25. " "	15. " "	6. " "	8. März	24. " "			
26. " "	30. " "	3. März	20. " "	20. " "	1. " "	6. " "	3. " "	30. " "	20. " "	7. " "	8. März	24. " "			
1. April	6. " "	10. " "	25. " "	25. " "	1. " "	6. " "	10. " "	6. " "	25. " "	8. " "	8. März	24. " "			
6. " "	11. " "	15. " "	30. " "	30. " "	1. " "	6. " "	15. " "	11. " "	30. " "	9. " "	8. März	24. " "			
11. " "	16. " "	20. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	20. " "	16. " "	5. " "	10. " "	8. März	24. " "			
16. " "	21. " "	25. " "	10. " "	10. " "	1. " "	6. " "	25. " "	21. " "	10. " "	11. " "	8. März	24. " "			
21. " "	26. " "	30. " "	15. " "	15. " "	1. " "	6. " "	30. " "	26. " "	15. " "	12. " "	8. März	24. " "			
26. " "	31. " "	4. Febr.	20. " "	20. " "	1. " "	6. " "	4. " "	31. " "	20. " "	13. " "	8. März	24. " "			
1. Mai	5. April	9. " "	25. " "	25. " "	1. " "	6. " "	9. " "	5. " "	25. " "	14. " "	8. März	24. " "			
6. " "	10. " "	14. " "	30. " "	30. " "	1. " "	6. " "	14. " "	10. " "	30. " "	15. " "	8. März	24. " "			
11. " "	15. " "	19. " "	5. " "	5. " "	1. " "	6. " "	19. " "	15. " "	5. " "	16. " "	8. März	24. " "			
16. " "	20. " "	24. " "	10. " "	10. " "											

BADISCHER BEOBACHTER

Das führende Zentrumblatt

Wöchentlich 7 mal erscheinende Frühzeitung mit folgenden

Beilagen: Mittwochs: Kunst und Wissen / Donnerstags: Aus der Katholischen Welt
Freitags: Hinaus in die Welt / Samstags: Frauen-Rundschau sowie die illustr.
Unterhaltungsbeilage „Sterne und Blumen“ / Sonntags: Familientisch.

Bestellungen nehmen Postanstalten und unsere Agenten entgegen
Probenummern gratis durch den Verlag des Bad. Beobachters, Karlsruhe, Adlerstr. 42



Als Sonntagslektüre sei den Lesern unseres Kalenders wärmstens das
ST. KONRADSBLETT

empfohlen. Das Blatt wird in schönem und wirkungsvollem Kupfertiefdruck hergestellt. Es enthält zahlreiche Bilder aus dem kirchlichen und weltlichen Leben und hat einen gediegenen Textteil. Der Anzeigenteil zeichnet sich besonders durch seinen reichhaltigen Stellenmarkt mit Angebot und Nachfrage für männliches und weibliches Personal aus.

Bezugspreis monatlich 60 Pfg. Probenummern gratis durch den Verlag des St. Konradsblattes, Karlsruhe, Adlerstraße 42.

+

Unser Oberhirte und das St. Konradsblatt.

Vom Hochwürdigsten Herrn Erzbischof in Freiburg ging dem St. Konradsblatt folgendes huldvolle Schreiben zu:

„Durch religiöse Belehrung und Erbauung, durch geistige Förderung und Vertiefung arbeitet das St. Konradsblatt an dem großen Seelsorgswerk mit, dem auch der hl. Konrad, der Patron unserer Erzdiözese, seine Kraft gewidmet hat. Als Erzbischof wünsche ich im Hinblick auf die drohende Uebermacht der glaubensgleichgültigen und kirchenfeindlichen Literaturerzeugnisse diesem katholischen Familienblatt gesteigerten Einfluß und danke der Schriftleitung und allen, die dem St. Konradsblatt in Pfarrei und Familie zu Heimat- und Hausrecht verhelfen.“

Das St. Konradsblatt und der Hl. Vater.

Gelegentlich der Papstaudienz des Freiburger Pilgerzuges nahm der Hl. Vater von der Schriftleitung des Konradsblattes einen Band unserer Zeitschrift als Spende entgegen und gab seiner Freude über die Anerkennung Ausdruck, die der Hochwürdigste Herr Erzbischof dem Konradsblatt gezollt.

Das Urteil des Diözesanklerus:

Stadtpfarrer Dr. S. H.: „Dieses vorzügliche Familienblatt sollte in keiner katholischen Familie fehlen, da es in Inhalt und Ausstattung nur Erstklassiges und Einwandfreies an Belehrung und Unterhaltung bietet.“

Pfarrer O. B.: „Wie schon so oft, empfehle ich auch bei dieser Gelegenheit das St. Konradsblatt als z. B. wohl das nach Inhalt und Bilderschmuck beste katholische Familien- und Sonntagsblatt.“

Pfarrer R. S. p.: „Es ist mir eine Herzenssache und zugleich fürs christliche Leben von größtem Wert, daß das St. Konradsblatt eifrig gelesen und sein Inhalt als Lebensweisheit in die Tat umgesetzt wird.“



R

Welt
luste.

. 42
= 42

das

T

ruft
hen
net
ach=

elag

ds=

fung
rad,
Hin-
atur-
tung
en. „

Sl.
rift
uck,

hen
an

St.
ien=

ben
ens=





Murillo, hl. Familie

(Vh. Hansstaengl, München.)



ff



20 65094 0 031

BLB Karlsruhe

ENTSÄUERT
PAL 2021

BUCHBINDEREI UWE KRUG
SONNENSTRASSE 1
7500 KARLSRUHE 1
TELEFON: 0721 - 37 98 93
QUALITÄTSNORM RAL RG 495

